Geheime Memoiren

aus dem Leben

des

Fürsten Metternich.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Geheime Memoiren

aus dem Leben

des

Fürsten Metternich.

Deutsch von Louis Simon.

~~Erstes Bändchen.~~

Bremen,

Verlag von Franz Schlodtmann.

1849.

139 – BK.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Der verstorbene Herr v. Talleyrand hatte einen Geheim-Secretär, der ihn seit 25 oder 30 Jahren nicht verlassen hatte, und in einer Zeit dessen volles Vertrauen besaß, da der berühmte Diplomat noch nicht an alle Gefahren dachte, welche aus einem so unbegrenzten Vertrauen entstehen können; in spätern Jahren war der Bischof v. Autun wohl weniger mittheilend und man kann annehmen, daß er noch einige Geheimnisse für die letzte Beichte aufgespart hatte.

Dieser Secretär nun konnte wahrscheinlich die außerordentliche Bürde, welche sein Gedächtniß und sein Gewissen zu gleicher Zeit belastete, nicht länger ertragen; man sagt sogar, daß sein Herr viel zu lange für seine Wünsche lebte, und er entschloß sich daher, seinem Leben auf eine Weise ein Ende zu machen, die auf einen hohen Grad von Verzweiflung schließen läßt: er jagte sich nämlich eine Kugel durch den Kopf, und zwar im Hôtel des Herrn v. Talleyrand, gerade um die Zeit, als dieser von der Diplomatie Abschied nahm, und sich auf einen viel wichtigeren Abschied vorbereitete.

Herr v. Talleyrand starb fünfzehn oder achtzehn Monate später als sein Secretär. —

Sein Kammerdiener, eine nicht minder wichtige Geheim-Person, als der Secretär, wenn auch in einer andern Art, zeigte ihm dessen Selbstmord an. Man erzählt, daß der Veteran der europäischen Diplomatie bei dieser Nachricht ruhig und unbeweglich geblieben, und nach einigen Augenblicken des Schweigens, indem er ein leises Lächeln zu unterdrücken sich bemühte, ausgerufen habe: „Ich hatte gedacht, daß dieser wenigstens mich begraben würde, und hätte seiner wohl noch nöthig gehabt, denn wer soll jetzt meine Memoiren schreiben? er allein war es im Stande. Die Nachwelt möge schon jetzt trauern, sie wird keine Memoiren Talleyrand's bekommen!"

War dieses Bedauern aufrichtig? Wir bezweifeln es. Es läßt sich vielmehr annehmen, daß Herr v. Talleyrand im Grunde seines Herzens froh war, eines Zeugen und Vertrauten entledigt zu sein, der vielleicht nicht verschwiegen, vielleicht zu aufrichtig gewesen wäre.

Zu wissen, daß Jemand, mit dem er wenigstens fünf und zwanzig Jahre hindurch alle seine Geheimnisse getheilt, noch lebt; den neben sich zu sehen, der alle Irrgänge und Schleichwege seines diplomatischen Wandels mit durchwandert, der allein ihn vollständig beurtheilen konnte, der ihn oft genug hinter allen seinen Künsten und Masken, hinter dem ganzen Charlatanismus eines Schauspielers, in seiner wahren Gestalt gesehen hatte; im Augenblicke des Todes zu denken, daß Jemand nach ihm leben wird, der so reich ist an Erinnerungen aus seinem Leben und nun durch keinerlei Rücksichten mehr beschränkt

wird — welch' grausamer Gedanke für einen Diplomaten, der mit einem Fuße schon im Grabe steht!

Mit dem Tode des Geheim-Secretärs stiegen alle Geheimnisse des Herrn v. Talleyrand ins Grab; nun konnte der Diplomat ruhig schlafen; von dieser Seite wenigstens hatte er nichts zu fürchten.

Eine hohe Person übrigens, welche Herrn v. Talleyrand viel Theilnahme bezeugte, und den letzten Dienst, den der Geheim-Secretär dem Bischof v. Autun erwiesen hatte, zu würdigen wußte, und welche in ihren Beziehungen zu unserm Diplomaten sich auf die Rechte eines alten Freundes stützte, ließ sich durch die Betrübniß, welche Herr v. Talleyrand vor der Welt an den Tag legte, nicht irre führen. Louis Philipp nämlich sagte, als er den Selbstmord des Geheim-Secretärs erfuhr: „Talleyrand ist immer glücklich gewesen!"

Unsere Leser werden ebenfalls dieser Meinung sein; sie werden urtheilen wie Louis Philipp, der in diesen wenigen Worten einen neuen Beweis seines Verstandes gab. Diese Aeußerung des Königs gelangte in das berühmte Hôtel der Rue St. Florentin, und Herr v. Talleyrand nahm sie mit einem Lächeln auf, in welchem man eine Bestätigung der ausgesprochenen Wahrheit erkannte.

Aber nicht alle Diplomaten, und nicht alle Menschen sind so glücklich; nicht alle leben länger als ihre Vertrauten, und das erklärt sich leicht; auch nicht alle Secretäre besitzen eine so beispiellose Ausdauer und Festigkeit, nichts mitzutheilen von dem, was sie wissen, wenn sie das Heiligthum eines Privat-Cabinets verlassen. Ein Staats-

mann hat seine Launen, seine Tage, an denen er gegen den treuesten Diener ungerecht ist, und ebenso hat ein Secretär seine Tage, an denen er ungeduldig oder entmuthigt wird, oder an denen der Ehrgeiz ihn erfaßt. Es giebt keinen Contract, durch welchen ein junger Mensch von Geist seine Zukunft verkaufte zu Gunsten eines Staatsdieners, der oft undankbar ist; unter zwanzig Secretären giebt es kaum zwei, welche den natürlichen Reizungen des Lebens entgehen und in der Einförmigkeit einer Sclaverei unter demselben Herrn ihre Tage hinbringen.

Und in der That wäre es sehr zu bedauern, wenn es anders wäre; wie viele Thatsachen würden für die Geschichte verloren sein, wie viele Ereignisse würden in ihren Ursachen und Wirkungen ein Räthsel bleiben, wenn alle Secretäre der Diplomaten immer stumm blieben, oder wenn sie früher stürben als ihre Herren.

Aber, dem Himmel sei Dank, dem ist nicht so; es giebt Secretäre, welche länger leben als ihre Herren; es giebt deren, welche das Privat-Cabinet verlassen, und den Tod ihres Herrn nicht abwarten, um zu erzählen, was sie in ihren geheimen Beziehungen zu den Excellenzen erfahren haben, um die interessanten Thatsachen und Anekdoten, die bisher nicht bekannt geworden sind, der Lesewelt mitzutheilen.

Der Autor des ungedruckten Werkes, aus welchem uns erlaubt ist, das Interessanteste aus dem Leben der berühmten Personen Europas zu entnehmen und zu übersetzen, war so glücklich, lange Zeit eine Stellung einzunehmen, in welcher er viel erfahren konnte, was bisher nicht bekannt geworden. Er war Mitschüler und Freund

des Herrn v. Metternich auf der Universität zu Straßburg; er stand ihm nahe in einer Zeit, in welcher der Diplomat noch nicht nöthig hatte zu fürchten, daß seine Stellung plötzlich eine andere werden und auch er die Launen des Geschickes erfahren könne. Der Baron von Marst... war befreundet mit Herrn v. Metternich, als dieser seine diplomatische Laufbahn begann, das heißt als er zuerst auftrat in der Rolle, welche er so lange mit verschiedenem Glück und einem nicht immer vollständig gewürdigten Talent spielte. Er lebte stets bei ihm, in den interessantesten Verhältnissen seines Lebens, die bisher wenig bekannt geworden sind; er hat ihn in der Nähe gesehen, als Geschäftsmann und in geselligen Kreisen, als Politiker und als Freund von allerlei Vergnügungen, und er kannte sehr genau den liebenswürdigen Studenten von Straßburg; er war der Vertraute seiner Liebschaften, der Zeuge und oft der Theilnehmer seiner galanten Abenteuer in jener Stadt, in welcher die Erinnerung an den jungen, schönen Edelmann mit der frischen Gesichtsfarbe und den blonden Locken noch heute nicht erloschen ist.

Er war mit Herrn v. Metternich fast in allen Hauptstädten Europas; er war mit ihm in Paris, als er in der Eigenschaft eines Gesandten dort verweilte, sich der thörichtsten Ausschweifung überließ, und sich so auf die heilige Alliance, welche damals wenigstens schon in Aussicht stand, würdig vorbereitete und die Höfe, bei denen er Oestreich repräsentirte, durch seine Galanterien unterhielt; er besuchte die Bälle und die Theater so fleißig, daß man keine Ahnung hatte, welchen großen Antheil er später an

der Gestaltung der politischen Verhältnisse Europas haben würde.

Wer hätte in dem jungen Fürsten von 1807 den Politiker von 1840 wohl geahnt? Damals war er ein vergnügungssüchtiger Jüngling, dem mehr daran gelegen schien, sich die Gunst der Bonapartistischen Prinzessinnen zu erwerben, als das Vertrauen des Kaisers.

In diesen verschiedenen Beziehungen — als Diplomat und als Privatmann, als Jüngling und als Mann, — werden wir durch die Memoiren des Baron v. Marst... Fürst Metternich kennen lernen. Andere Schriftsteller, Geschichtschreiber und Biographen haben von der diplomatischen Thätigkeit dieses berühmten Mannes berichtet: man weiß, was er in Töplitz, Châtillon, Luneville, Troppau, Verona, in allen Congressen, die er leitete, gewirkt, und man weiß auch, was aus der Freiheit der Völker unter diesem Repräsentanten und Vertheidiger des Absolutismus geworden.

Der Theil aus dem Leben des Fürsten aber, welcher seine Kindheit und seine Jugend umfaßt, also ein Zeitraum von 20 Jahren, ist noch wenig bekannt. Dank diesen Memoiren, welche man theilweise wie von ihm selbst geschrieben betrachten kann, wird sein Leben als Student, als Held der Boudoirs, als angehender, noch lernender Diplomat nicht länger ein Geheimniß bleiben. Vergebens glaubte er, daß nur sein politisches Leben der Geschichte und dem Publikum angehöre. Welcher Staatsmann verdient mehr für so Vieles, das er gethan, von der Nachwelt zur Rechenschaft gezogen zu werden? Und hat diese Nachwelt nicht schon jetzt für ihn begonnen?

Der Baron v. Marst... spricht in seinen Mittheilungen auch oft von politischen Ereignissen, und schildert dann in dem ernsten Ton der Geschichte; wir haben alles das weggelassen, und theilen nur den wichtigsten Theil dieser Memoiren mit, den nämlich, welcher bisher am wenigsten bekannt war und doch am interessantesten ist.

Erstes Kapitel.

Ursprung. — Problematische Herrschaft. — Die Metternichs als Anführer von Landsknechten. — Feder und Degen. — Maria Theresia und der unglücklichste der Väter. — Verbrechen einer neuen Art. — Wie die Metternich in die Diplomatie gelangen. — Graf Georg. — Eine Audienz bei der Kaiserin. — Eine Ernennung. — Der Sohn als Protector und der Vater protegirt. — Verlegenheit eines Gesandten ohne Vermögen. — Der Kurfürst von Trier. — Eine reiche Waise. — Die Gräfin Beatrix von Kageneck. — Flitterwochen. — Sturm darauf. — Eine Denunciation zu Wien. — Zorn der Kaiserin. — Das Schloß zu Schönbornlust. — Ankunft eines Couriers.

Der dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutschland mit Blut und Unglück bedeckte, war vielen adligen Familien unheilbringend; viele, die sonst über Land und Leute herrschten, gingen ganz unter, und nur in den Archiven finden wir noch Spuren von ihnen und nur den Genealogen sind sie noch bekannt; andere sahen ihre Burgen ganz zertrümmert, und kaum findet man jetzt noch einige Ueberreste an deren Stelle. Eine der eigenthümlichsten Folgen dieses so langen Krieges war, daß viele Edelleute diesen Umstand benutzten und Ansprüche auf eine fürstliche Abstammung zu haben vorgaben. Wohin man auch ging, man traf einen

Sprößling irgend einer Familie, die ehemals sehr angesehen war. In Frankreich hört man viele Leute sagen: Meine Familie ist durch die Revolution zu Grunde gerichtet. In Deutschland begnügt man sich zu sagen: Meine Familie gehörte ehemals zu den angesehensten; sie würde es noch sein, wenn der dreißigjährige Krieg nicht gewesen wäre, wenn der verdammte Gustav Adolf und die verdammten Schweden nicht gewesen wären.

Seit zwei Jahrhunderten werden Gustav Adolf und die Schweden angeklagt, eben so viele Pergamente als Schlösser vertilgt zu haben.

So hat die Familie Metternich ihre Geschichte, die sie sich gemacht hat, wie viele andere Häuser von zweifelhaftem Adel, um ihre Eigenliebe und ihren Ehrgeiz zu befriedigen; wenn man's glauben darf, war sie schon im vierzehnten Jahrhundert sehr angesehen, und stand denen der Nassau, Salm, Hohenzollern und andern berühmten Familien nicht nach. Was nun ihr Stammschloß anbetrifft, so ist schwer anzugeben, wo das einmal gestanden; aber man versichert, daß es die Schweden unter der Anführung des Herzogs von Weimar, eines der ersten Officiere des großen Gustav, wenn auch erst nach einem hartnäckigen Kampfe zerstörten.

Gewiß ist, daß im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Metternich-Winneburg arme Edelleute waren. Um diese Zeit suchten einzelne Glieder dieser Familie, in den Armeen der deutschen Herrscher Glück zu machen; das waren wahrhafte condottieri oder Landsknechte, der Großvater des Ex-Premier-Ministers von Oestreich war Major

in einem östreichischen Dragoner-Regimente; er diente, wie man sagt, mit vieler Auszeichnung in verschiedenen Kriegen, die Oestreich in der Mitte des letzten Jahrhunderts zu führen hatte.

Der Graf Georg von Metternich-Winneburg sollte auch Soldat werden; sein Vater wollte, daß er in östreichische Dienste trete und hatte ihm eine Stelle in seinem Regiment reservirt, aber der Graf zog dem Waffenhandwerk eine Laufbahn vor, welche ihm günstigere Aussichten zu bieten schien. Der alte Major begriff nicht, daß ein deutscher Edelmann, der Abkömmling einer ehemals sehr angesehenen Familie, daß ein Metternich die Feder dem Degen vorzog. Der Graf Georg hatte auf der Universität zu Heidelberg gute Studien gemacht; er sagte, daß es ein wirksameres Mittel gäbe, als das Waffenhandwerk, um die Familie Metternich-Winneburg zu erheben, und ihr ihren alten Glanz wieder zu verschaffen; er wollte Diplomat werden, und versicherte seinem Vater, daß er einstmals erster Minister des Kaisers von Deutschland werden könne. Aber in den Augen des Majors war ein Diplomat, ein erster Minister, und wäre er sogar ein Richelieu gewesen, nur ein Federheld, und dieser Titel machte das Haupt der Metternich'schen Familie vor Aerger und Schande zittern.

Da der junge Graf auf seinem Entschluß bestand, wollte der Major strengere Mittel anwenden und drohete ihn zu enterben. Diese Drohung konnte wenig Wirkung hervorbringen, denn Georg wußte, daß sein Vater arm war, und wiederholte seine dringenden Bitten. Alles war vergeblich.

Dieser sonderbare Streit ward durch die Vermittlung einer hohen Person beendigt.

Vor der Kaiserin Maria Theresia erschien eines Tages ein alter Cavallerie-Offizier, welcher um eine Audienz gebeten hatte; dieser Mann befand sich in einem Zustande der höchsten Aufregung, die er vergeblich zu bewältigen sich bemühete. Die Kaiserin, welche von Natur gut und stets zur Nachsicht geneigt war, namentlich gegen einen Offizier, fragte ihn, was er wünsche.

„Gerechtigkeit, Majestät, Gerechtigkeit!“ antwortete der Offizier.

Dieser Offizier war der Major Metternich.

Die Kaiserin schien erstaunt über diese Antwort, und besonders über den Ton, in welchem sie gegeben wurde.

„Beruhigen Sie sich, Major,“ sagte sie, „beruhigen Sie sich, ich bin bereit Sie zu hören, und wenn Ihre Forderung gerecht ist, wie ich denke . . . .“

„O, Majestät, Sie sehen vor sich den unglücklichsten Ihrer Unterthanen, kein Vater ist mehr zu beklagen.“

Die Kaiserin wurde blaß und stützte sich auf den Arm eines ihrer Kammerherren.

„Major,“ sagte sie, „sprechen Sie schnell und deutlich, sollte eines Ihrer Kinder Sie beleidigt haben?“

„Ja, Majestät, und sein Betragen gegen mich ist schrecklich!“

„Und giebt es kein Gericht in Wien?“

„Die Gerichte würden mir nicht die Satisfaction geben, welche ich verlange.“

„Wie so? um was handelt es sich denn?“

„Majestät, ich habe einen Sohn . . . einen Sohn,

der sehr unterrichtet ist, den ich mit vieler Sorgfalt für den Dienst Eurer Majestät erzogen habe. Und er ist ungehorsam, er weigert sich, den Stand zu erwählen, dem seine Vorfahren angehörten: er will nicht Soldat werden."

„Und das ist sein Verbrechen?"

„Ja, Majestät."

Maria Theresia brach in Lachen aus, und der Baron gerieth in Verwirrung. Bald aber nahm sie ihre ernste Miene wieder an und antwortete:

„Gewiß, der Ungehorsam eines Sohnes gegen seinen Vater ist ein Fehler, aber man muß die Kinder nicht mit zu großer Strenge verurtheilen. Kennen Sie die Neigungen Ihres Sohnes? Wissen Sie, ob ihn nicht seine Anlagen für eine andere Laufbahn befähigen?"

„Er? er will nichts thun!"

„Was, er weigert sich, einen ehrbaren Stand zu wählen? denn es giebt auch Beschäftigungen, die eben so ehrenhaft sind, als diejenige, für welche Sie ihn bestimmen."

„Majestät, er will nichts thun, und der Beweis ist, daß er Diplomat werden will."

„Diplomat, so? er will Diplomat werden? Sind Sie dessen gewiß, Major?"

Die Kaiserin begleitete diese letzten Worte mit einem Lächeln, welches Herr v. Metternich nicht verstand.

„Also," fuhr sie fort, „Ihr Sohn will Diplomat werden, und gegen Ihren Willen. Sagen Sie, Major, ist das das einzige Unrecht, das Sie ihm vorzuwerfen haben?"

„Ja, Majestät, und das ist genug, hoffe ich, um meinen Zorn zu rechtfertigen, und da die Gerichte mir viel-

leicht nicht Recht schaffen, bitte ich Eure Majestät, Sie möge in Betracht meiner Dienste, die ich dem Staat geleistet, und in Betracht meines Namens meinen Sohn an irgend einem sichern Orte einsperren lassen, damit er Muße hat, über die Pflichten der Kinder gegen ihre Väter nachzudenken, und damit er sich entschließe, mir zu gehorchen, und in mein Regiment eintrete."

„Seien Sie unbesorgt, Major, ich übernehme es, Ihren Sohn zu placiren und ihn zu bestrafen, wie er es verdient. Sie verlassen sich auf mich, nicht so?"

„Oh, könnte Ew. Majestät daran zweifeln?"

Die Kaiserin gab dem Major ein Zeichen. Dieser verbeugte sich und verließ den Palast mit der Ueberzeugung, daß sein Sohn auf einige Monate in eine Festung eingesperrt werden würde, denn das erwartete er von der Gerechtigkeit der Kaiserin.

Zwei Tage nach dieser Audienz erhielt er folgenden Brief, welcher von dem ersten Minister unterzeichnet war:

„Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät beauftragt mich, Ihnen anzuzeigen, daß Sie Ihren Sohn an einen Platz gestellt hat, wo er bleiben soll, bis Sie es für nothwendig erachten, daß er ihn verlasse. Sie hat ihn zum Legations-Secretär am Hofe des Kurfürsten von Sachsen ernannt. Ihre K. K. Majestät glaubt, daß Sie mit Ihrer Gerechtigkeit zufrieden sein werden."

Der Major nahm diese Gerechtigkeit Maria Theresia's ohne Murren an, und als er sah, daß sein Sohn in der diplomatischen Laufbahn schnelle Fortschritte machte, fiel es ihm nicht ein, von seinem Rechte Gebrauch zu machen,

und ihn, daraus zu entfernen. Er bedauerte es sehr, ihn nicht an der Spitze einer Schwadron Dragoner zu sehen, da er für ihn schon die Würde eines Feld-Marschalls geträumt hatte, aber er gab nach und söhnte sich mit Georg aus.

So sind die Metternich in die diplomatische Laufbahn getreten, und der Fürst Clemens Wenzeslas von Metternich, der Enkel des Majors des Dragoner-Regiments von Colloredo, hat diese Anekdote oft erzählt, welche in den verschiedenen Biographieen der Kaiserin Maria Theresia sich nirgends findet.

Der Graf Georg konnte im Nothfall der Begünstigung von Seiten der Kaiserin Maria Theresia entbehren, um in dem Berufe, von welchem sein Vater ihn entfernen wollte, eine schnelle Carriere zu machen, denn er war ein Mann von Geist, allseitig unterrichtet und besaß Eigenschaften, von denen eine einzige für die diplomatische Laufbahn ausreichte; er war von schöner Figur, sein Benehmen war edel. Der Graf Georg gefiel überall, weil er liebenswürdig war, und er verdankte seine Erfolge doch weniger seinen Talenten als seinem Charakter.

Aber der Legations-Secretär war nicht reich; sein Gehalt reichte nicht hin zu den Bedürfnissen einer Stellung, welcher eine glänzende Außenseite Bedingniß zu Erfolgen ist.

Maria Theresia wachte über ihren jungen Schützling, über diesen ungehorsamen Sohn, der gegen den Willen seines Vaters Diplomat geworden war. Er erhielt die Stelle eines Ministers in Westphalen. Dieser Posten war ehrenhaft, aber wenig einträglich. Als er sich der Kaiserin vorstellte, um ihre Instructionen zu erhalten, kam

Maria Theresia seinen Danksagungen mit den Worten zuvor:

„Ah, da sind Sie, ungehorsamer Sohn, ich freue mich, Sie zu sehen; ich habe Sie zum Minister bei den Westphälischen Kreisen ernannt, weil ich Sie für würdig halte, diesen Posten zu bekleiden. Aber Ihr Herr Vater wird vielleicht verlangen, daß Sie dies Amt nicht annehmen. Sie erinnern sich, unter welchen Bedingungen Sie in die Diplomatie getreten sind."

„Mein Vater, Majestät, hat eingesehen, daß ich ein sehr schlechter Offizier sein würde."

„Er hat sich vielleicht getäuscht!" Und bei diesen Worten betrachtete die Kaiserin lächelnd den jungen Minister. — „Wer weiß," fuhr sie fort, „ob in Ihnen nicht ein Eugene oder ein Montecuculi steckt. Aber da nun Ihr Vater seinen Entschluß gefaßt, müssen Sie sich darin fügen; Sie bleiben also Diplomat, und ich hoffe, Sie werden mir mit der Feder eben so gut dienen, als Sie mir mit dem Degen gedient hätten."

Der junge Mann kniete nieder vor seiner Gebieterin; er wollte ihr seine Erkenntlichkeit ausdrücken für die Güte, womit sie ihn überhäufte, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen. Die Kaiserin hatte Mitleid mit seiner Verlegenheit und gab ihm ein Zeichen zum Aufstehen:

„Junger Mann," sagte die Kaiserin, „Sie dürfen auf mein Wohlwollen rechnen. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater in meinem Namen, daß er es nicht bereuen soll, seine Rechte nicht mit aller Strenge durchgeführt und gestattet zu haben, daß Sie einen Beruf erwählten, der ihm so wenig Vertrauen für Ihre Zukunft einflößte."

Die Kaiserin reichte Georg ihre Hand zum Kusse und er bedeckte sie mit seinen Thränen.

Einige Tage nach dieser Audienz, und im Augenblicke, als er sich anschickte, sich auf seinen diplomatischen Posten zu begeben, erhielt er den Besuch seines Vaters, dem er die Begünstigung, welche ihm von der Kaiserin zu Theil geworden, schnell gemeldet hatte. Aber wie erstaunt war Georg, als sein Vater traurig, niedergebeugt von Kummer erschien. Georg hatte Glückwünsche erwartet, er dachte, daß sein Vater seine Freude theilen würde.

„Nun, lieber Vater,“ sagte er, indem er ihn umarmte, „hatte ich unrecht, die diplomatische Laufbahn zu erwählen?“

„Gewiß, gewiß!“

„Was, das sagen Sie jetzt, da ich, noch nicht zwei und zwanzig Jahre, eine Stelle erhalten habe, die sonst nur nach langjährigen Diensten gegeben wird?“

„Eben deshalb!“

Der Diplomat blieb ganz bestürzt, und der Major fuhr fort:

„Ja, mein Herr, eben deshalb; soll ich zufrieden sein mit einer Erhebung, die gegen alle Gerechtigkeit ist? Im Militär muß man seine Grade mit dem Degen in der Hand gewinnen; ich mußte wenigstens 15 oder 20 Campagnen mitmachen und 5 oder 6 Blessuren erhalten, um ein Regiment zu bekommen, und meine Ernennung zum Obersten ist noch nicht unterzeichnet; wer weiß, ob ich nicht noch sechs Monate darauf warten muß, und Du, mein Sohn, Du bist erst seit sechs Monaten in die Diplomatie getreten, und nun bist Du schon Minister, beinahe Ge-

sandter. Was hat Dir ein so schnelles Avancement verschafft? etwas Außergewöhnliches, eine Frauen-Laune . . . Weil ich einen Offizier, einen General aus Dir machen wollte, weil ich so unklug war, mich deshalb an die Kaiserin zu wenden, überhäuft sie Dich jetzt mit Güte, gegen alle Gerechtigkeit . . . Maria Theresia beschützt einen ungehorsamen Sohn . . . sie hat geglaubt, mir dadurch den Mund zu verschließen, mir jeden Vorwand zur Klage zu nehmen . . . aber ich werde nicht schweigen, und ich sage, daß es tausendmal besser gewesen wäre, Deinem Vater zu gehorchen, als ein Federfuchser zu werden . . . ein Diplomat . . . ein Metternich und Diplomat! . . ."

Der Major, Oberst in spe, hielt plötzlich inne, er mußte sich nach dieser argen Philippica ausruhen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens nahm Georg das Wort.

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, mein Vater," sagte er, „daß ich von der Kaiserin nichts verlangt habe . . . noch mehr, sagen Sie ein Wort, und ich entsage der diplomatischen Laufbahn . . . ich reiche meine Demission ein und bin zu Ihrem Befehl."

Dieser Vorschlag schien auf den Major einen lebhaften Eindruck zu machen.

„Nein," sagte er, „jetzt ist es zu spät. Bleibe Diplomat, werde Gesandter, wenn Du kannst, es geht mich nichts mehr an. Das ist die Sache der Kaiserin, und nicht die meinige. Wir sind ja doch nur die Unterthanen unserer Gebieterin und wir müssen ihr gehorchen."

Die Bedenken des Vaters schwanden vor der Befürchtung, die Kaiserin zu beleidigen, wenn er Georg's

Anerbieten annähme; vielleicht glaubte er auch nicht, daß dieses Anerbieten ehrlich gemeint sei.

Das Wohlwollen Maria Theresia's für den Sohn erstreckte sich nun auch auf den Vater; nicht nur brauchte er auf die Ernennung zum Obersten nicht sechs Monate zu warten, wie er es zu befürchten schien, er erhielt sogar am Tage vor Georg's Abreise seine Bestallung. In weniger als zwei Jahren wurde er zum Feld-Marschall ernannt, und starb sechzig Jahr alt, ohne je zu ahnen, daß er diese Beförderung dem Ansehen verdankte, in welchem sein Sohn bei der Kaiserin stand. —

Ein Gesandter, auch nur ein bevollmächtigter Minister, wenn er kein Vermögen hat und auf den Gehalt seiner Stelle angewiesen ist, spielt eine traurige Rolle. Und der Minister in den Westphälischen Kreisen war nicht reich, sein Vater hatte ihm nur seinen Segen hinterlassen. — Der Graf Georg von Metternich suchte daher durch eine Heirath diese ungünstige Lage zu verbessern; er brauchte nicht nur eine Frau, sondern auch eine Mitgift, die es ihm möglich mache, seinem Stande gemäß zu leben. —

Einige Geschäfte, die mit der Diplomatie in Verbindung standen, führten den Grafen Georg nach Trier. Der Kurfürst war ein liebenswürdiger Mann, er hatte sich in Versailles lange aufgehalten und sich dort Sitten angeeignet, die an seinem Hofe den deutschen Ernst bald verdrängten.

Der Graf Georg von Metternich gefiel ihm, sobald er ihn sah, denn der östreichische Minister war ein Mann von Geist, was man damals an den kleinen und großen

Höfen Deutschlands selten traf; der Kurfürst wollte den jungen Diplomaten an sich ketten, und er fand kein besseres Mittel, diesen Zweck zu erreichen, als ihn zu verheirathen.

Am Hofe zu Trier lebte eine junge, schöne Waise, deren Vormund einer der ersten Würdenträger am kurfürstlichen Hofe war. Beatrix von Kageneck besaß ein außerordentliches Vermögen, und viele Bewerber stritten sich um ihr Herz — ihr Geld. Dem Kurfürsten ward es nicht schwer, die Gräfin zu überzeugen, daß Niemand ihrer Hand würdiger sei, als der junge östreichische Minister, der Günstling der Kaiserin Maria Theresia, der Diplomat der in kurzer Zeit Chef des östreichischen Cabinets werden könne.

Der Graf gab dagegen nur seine physischen und moralischen Eigenschaften, seine Jugend und seine Zukunft. Gewiß, das war viel — aber gegen 150,000 Gulden Revenüen, welche die Gräfin Beatrix in Ländereien besaß, und welche außerdem eine der schönsten Frauen Deutschlands war — war es nicht zu viel. Sie sprach mit Leichtigkeit die meisten Sprachen Europas, besonders die französische und zeichnete so gut, und war in der Kupferstecherkunst so erfahren, daß sie auf die Bezeichnung „Künstler" wohl Anspruch hatte.

Am 19. Januar 1771 fand die Verheirathung mit großer Feierlichkeit Statt. Es fehlte auch nicht an Dichtern, sie zu verherrlichen. Ein Professor des Gymnasiums zu Coblenz, ein früherer Studienfreund Georg's von Metternich auf der Universität zu Heidelberg, glaubte es dem Glanze der Universität, auf welcher der junge Gatte sich

zu seinem hohen Posten vorbereitet hatte, schuldig zu sein, dessen Hochzeit mit klassischen Versen zu besingen. Er dichtete eine Ode in lateinischen, und eine andere in griechischen Versen, und hatte die Ehre, sie vor dem Kurfürsten zu declamiren, und dieser ließ sie auf seine Kosten drucken, um dem glücklichen Paar, dessen Vereinigung durch sein Bemühen zu Stande gekommen war, seine Anhänglichkeit zu beweisen.

Aber in Wien zog sich ein sehr drohendes Ungewitter für die Zukunft des Grafen Georg zusammen; sein Glück hatte dort wie überall Eifersüchtige gemacht. Man hatte ihm sein Glück bei der Kaiserin Maria Theresia verziehen, man hatte wohl ein wenig gesprochen über seine Ernennung zum Minister, und die jungen Diplomaten, welche er überflügelte, hatten diese Ernennung auf eine Weise gedeutet, welche die Kaiserin hätte compromittiren können.

Sie gaben nämlich zu verstehen, daß diese Fürstin nicht unempfindlich geblieben sei gegen die körperlichen Vorzüge des jungen Grafen, auf den übrigens die Blicke aller jungen Damen am Hofe gerichtet waren. Es hatten sogar einige satyrische Gedichte cirkulirt; Bosheit und Neid verschonten Georg nicht, welcher übrigens der Erste war, der darüber lachte und auf diese Büßung seines Glückes gefaßt zu sein schien.

Aber die Heirath des Grafen und die Mitgift von 150,000 Fl. steigerten den Neid fast bis zum Hasse. Man fand Mittel, die Beziehungen des östreichischen Ministers zu Westphalen und zum Kurfürsten zu verdächtigen, man behauptete, daß der Graf nicht weit entfernt

sei, die östreichischen Interessen zu verrathen, und einige böse Zungen gingen noch weiter.

Die junge Frau konnte nicht verschont werden, und die Frauen machten ihrerseits ihre Commentare und Hypothesen; da man wußte, daß der Kurfürst von Trier einige Zeit am Hofe Ludwig XIV. gelebt hatte, so folgerte man daraus allerlei Ungünstiges für die junge Gräfin. Man sagte, daß der Kurfürst die schöne Beatrix von Kageneck besonders ausgezeichnet habe, und daß diese einer solchen Macht nicht hätte widerstehen können, und daß dessen Bemühen, sie zu verheirathen, eben nur das Bestreben gewesen wäre, sie mit Ehren versorgt zu wissen, weil ihre Tugend nicht erwiesen werden könne.

Der Graf verachtete diese Gerüchte, er war ganz mit seinem Glücke beschäftigt; aber die Freuden der Flitterwochen wurden durch einen anderen Umstand getrübt, der für den Grafen viel gefährlicher hätte werden können.

Die Kaiserin Maria Theresia wollte nicht, daß ihre obersten Staatsbeamten sich ohne ihre Erlaubniß verheiratheten; sie hatte sich nicht nur ein Recht der Controle, sondern auch das Recht des Veto in den Verbindungen der Männer vorbehalten, welche sie in Abhänglichkeit von sich erhalten wollte. Nach ihren Ansichten erschien ihr eine Mesalliance als ein Staatsverbrechen; sie gestattete ihnen auch nicht die Antrauungen zur linken Hand, und die Thüren ihres Palastes öffneten sich niemals für die Fürsten, welche ihrer Liebe das Opfer ihrer hohen Geburt gebracht hatten.

Aber hier war der Fall noch ernster. Der Graf von Metternich, dieser junge Diplomat, den sie so sehr begün-

stigt hatte, dessen schnelles Avancement so viel hatte von sich reden gemacht, hatte unterlassen, seine Heirath der Genehmigung seiner Fürstin zu unterwerfen. In diesem Unterlassen lag eine große Undankbarkeit, welche die neidische Bosheit noch mehr übertrieb.

Das glückliche Paar befand sich damals im Schlosse zu Schönbornlust, das in der Umgegend von Coblenz lag und dem Kurfürsten gehörte, der es dem jungen Paare zur Disposition gestellt hatte.

Es ist dasselbe Schloß, welches zwanzig Jahre später so berühmt wurde, als es zum Hauptquartier der französischen Emigration sich umwandelte. —

Zweites Kapitel.

Die Ankunft eines Couriers. — Der Graf Georg wird nach Wien beschieden. — Ein Reisegefährte. — Ankunft in Wien. — Rath des Kurfürsten. — Ein Artikel der kaiserlichen Zeitung. — Einladung zum Diner bei der Kaiserin. — Die Lösung eines Räthsels. — Der junge Diplomat in der Beichte. — Bedingniß der Verzeihung. — Der Erstgeborne soll Diplomat werden. — Warum erhalten die Frauen nicht ein Amt als Diplomat. — Die Porte-Chaise des Fürsten. — Wir müssen einen Sohn haben. — Der Doctor Burkart. — Die Vorhersagung ist in Erfüllung gegangen. — Der 15. Mai 1771. — Geburt des Clemens Wenceslas von Metternich.

Der Graf und die Gräfin von Metternich genossen die Freuden der Flitterwochen in diesem herrlichen Schlosse, welches nicht minder durch die reizenden Umgebungen wie durch die Gebilde der Kunst geschmückt war; sie verlebten ihre Tage in dem großen, schönen Park, welchen der berühmte Architect Chalgrin, den der Kurfürst nach Coblenz deshalb berufen, eingerichtet hatte.

Da erschien plötzlich bei dem glücklichen Paare ein Courier, welcher die Livree der Kaiserin trug.

Der Graf wurde blaß; die Ankunft dieses Couriers, der von so weit her zu ihm kam, mußte dem Minister auffallend sein, noch mehr aber bestürzte ihn der Inhalt

der Depesche, welche er ihm überbrachte, denn sie enthielt mit kurzen, trocknen Worten den Befehl, sich sogleich nach Wien zu begeben, um von seinem Betragen Rechenschaft zu geben.

Der Graf suchte seine Bewegung vor seiner jungen Frau zu verbergen, was ihm jedoch nur zum Theil gelang. Er begab sich sogleich in sein Cabinet, schrieb eiligst eine kurze Antwort an den Premier-Minister und übergab seine Antwort dem Courier, welcher damit schleunig nach Wien zurückkehrte.

„Welches Verbrechen hätte ich denn begangen," fragte sich der Graf, als er sich allein befand, „daß ich von meinen Handlungen Rechenschaft geben soll? Man schreibt in solchem Tone nur einem Unterthan, der seine Pflichten verrathen hat, und ich darf mir das Zeugniß geben, sie stets treu und pünktlich erfüllt zu haben! — Wohlan! ich gehe nach Wien, und ich werde meine Ankläger beschämen, diese Elenden, die mich verleumdet, die mich in den Augen meiner Kaiserin wie einen Verräther geschildert haben. Ich werde mich rechtfertigen, und wenn die Kaiserin mich gehört, wird sie mir ihre Achtung wiederschenken."

So sprach der Graf mit sich selbst, als seine Gemalin zu ihm ins Zimmer trat; aus der Aufregung, in welcher sie den Grafen seit Ankunft des Couriers fand, schloß sie, daß ihm irgend eine unangenehme Nachricht zugegangen sei, und bemühete sich, den Inhalt des Schreibens zu erfahren, indem sie ihm bei seiner Zärtlichkeit für sie, bei seiner gewohnten Freimüthigkeit beschwor, ihr nichts zu verheimlichen.

„Georg,‘ sagte sie zu ihm, „Dir ist ein großes Unglück widerfahren, theilst Du mir nicht mit, was Dich betrübt? Ist es nicht meine Pflicht, Dich zu trösten, Deinen Kummer zu theilen? Georg, sei offen gegen mich! fürchte auch nicht, mich durch Deine Mittheilung zu betrüben: Dein Stillschweigen wird weit betrübender für mich sein!“

Und indem sie so sprach, umarmte sie ihren Gemahl mit Innigkeit.

Solcher Theilnahme und Herzlichkeit konnte der Graf nicht widerstehen; er nahm von seinem Schreibtische den verhängnißvollen Brief und reichte ihn seiner Gemalin hin und sagte zu ihr: „Lies selbst, und Du wirst Alles wissen.“

Die Gräfin griff eiligst nach dem Briefe, und als sie ihn gelesen hatte, gab sie ihn ihrem Gemal zurück. —

„Nun,“ sagte dieser, „was denkst Du davon?“

„Was Du selbst davon denkst, mein Freund, denn ich bin überzeugt, daß ich Deine Meinung theile.“

„Man hat mich verleumdet!“

„Ja, mein Freund, aber wenn man unschuldig ist, hat man nichts zu fürchten. Du hast in Wien Feinde!“

„Wieso sollte ich Feinde haben? Kaum habe ich einige Tage in der Hauptstadt zugebracht, und nur zwei Mal war ich am Hofe.“

„Aber, mein Theurer, Du hast Talent, und die Kaiserin hat Dich vor allen Andern mit ihrem Vertrauen beehrt! die Stelle, welche Du bekleidest, hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf Dich gelenkt; man fürchtet, Du möchtest noch höher steigen, und hofft Dich aufzu-

halten in Deiner Laufbahn, indem man Dich bei der Kaiserin verleumdet.“

„Ich kann mir den Brief, welchen ich erhalten, auch nicht anders erklären; aber obschon ich mir nichts vorzuwerfen habe, beunruhigt mich doch die Art und Weise, in welcher der Brief abgefaßt ist. Wenn man mich in Wien in ein Gefängniß brächte, noch ehe ich nur sprechen könnte . . . . .“

Der Graf hielt plötzlich inne; er fürchtete schon zu viel gesagt zu haben, denn er wollte seine Gemahlin nicht beunruhigen.

„Fürchte nichts, mein Theurer,“ sagte die Gräfin, „wir zögern und schwanken nicht, morgen reisen wir nach Wien!“ —

„Morgen, morgen, ja, das ist meine Meinung auch, aber ich reise allein . . . ich werde Dich nicht den Gefahren einer Reise aussetzen, die mir Unglück bringen kann.“

„Was sagst Du, Georg! Wollen wir nicht Glück und Unglück theilen! ich begleite Dich und wenn es sein muß, will ich sogar früher am Hofe erscheinen als Du, während Deine Feinde glauben, daß Du es nicht wagst, Dich dort zu zeigen!“

„Nein, Beatrix, bleibe Du hier und laß mich allein reisen; werde ich unglücklich, so bleibt Dir immer noch Zeit, Dich für mich zu bemühen, ich hoffe auf den Trost Deiner Zärtlichkeit und Hingebung . . . . im Gefängniß oder im Exil.“

Die Gräfin sah ihrem Mann fest ins Auge und sagte zu ihm mit erhöheter Stimme: „Du liebst mich also nicht, Georg?“ —

„Himmel, meine Geliebte, meine Beatrix, welche grausame Worte spricht Dein Mund aus! Könntest Du an meiner Zärtlichkeit zweifeln?“

„Nun, Herr Graf,“ sagte darauf die junge Frau mit Energie, „ich verlange einen Beweis, und wenn ich an Deiner Liebe nicht zweifeln soll, so mußt Du mir erlauben, daß ich Dich nach Wien begleite.“

Der Graf dachte einige Augenblicke nach, während die Gräfin seine Antwort ängstlich erwartete.

„Du verlangst also, Beatrix, dieses Opfer?“ sagte er endlich; „wohlan, wir reisen zusammen; mögen unsere traurigen Ahnungen nicht in Erfüllung gehen.“

Da die Reise einmal beschlossen war, beeilte der Graf die nöthigen Vorbereitungen; er wollte aber nicht, daß es bekannt werde, und fürchtete namentlich die Bitten des Kurfürsten, der wahrscheinlich sich bemüht hätte, die Reise zu verzögern, denn er liebte Georg und hatte darauf gerechnet, daß die jungen Leute noch wenigstens einen Monat in Schönbornlust bleiben würden; er hatte sogar bereits einige Festlichkeiten vorbereitet, welche er zu Ehren der Gräfin veranstalten wollte.

Doch konnte die Ankunft des Couriers dem Kurfürsten nicht verborgen bleiben; kaum war derselbe wieder nach Wien zurückgekehrt, als sich der Kurfürst bei der Gräfin anmelden ließ. Sie war allein im Zimmer und noch aufgeregt von der Unterhaltung, welche sie eben mit ihrem Gemal gehabt hatte.

Der Kurfürst war gerade nicht sehr scharfsinnig, aber er bemerkte doch, daß die Gräfin sehr aufgeregt war, und nach einigen gewöhnlichen Fragen über das Wohlsein des

jungen Paares zog er sich wieder zurück, da er hier nichts erfahren konnte, wie er sah, und faßte den Vorsatz, diesem kleinen Geheimniß ehelicher Zärtlichkeit (so dachte er) auf die Spur zu kommen.

Als der Kurfürst wieder in seine Zimmer zurückgekehrt war, fand er den Grafen, welcher ihn erwartete, um ihm seine Aufwartung zu machen, wie die Etiquette es erforderte, worauf sich zwischen Beiden eine Unterhaltung entspann.

Aber der Graf sprach nicht von dem Courier, welcher ihm den Brief aus Wien gebracht hatte, und der Fürst hätte es gern gesehen, wenn der Graf seinen Fragen in dieser Beziehung zuvorgekommen wäre; Herr v. Metternich erwähnte aber kein Wort davon, und wußte sogar die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu lenken, als es ihm schien, daß der Kurfürst ihn deshalb befragen wollte.

Endlich ward dem Kurfürst diese geheimnißvolle Zurückhaltung des Grafen zu viel, er hatte gesehen, daß er die Absicht hatte, der Frage auszuweichen, und ging daher gerade aufs Ziel los.

„Was giebts in Wien Neues, mein lieber Graf?“ fragte er ihn.

„Ew. Königl. Hoheit werden gewiß eben so gut und wohl besser noch wissen, was es in Wien Neues giebt.“

„Oh, mein lieber Graf, Sie wollen gewiß nur scherzen.“ —

Der Graf wurde durch diese Worte ein wenig außer Fassung gebracht, denn der Kurfürst hatte in einem ironischen Tone gesprochen, und man konnte es ihm ansehen,

daß die Antwort des Grafen ihn unangenehm berührt hatte. Doch gewann er bald wieder seine gewöhnliche Ruhe und antwortete mit Festigkeit:

„Ich spreche in vollem Ernste, und will Ew. Königl. Hoheit noch gestehen, daß ich in diesem Augenblick zum Scherz wenig geneigt bin.“

„Aber Sie erhielten doch Nachrichten aus Wien, diesen Morgen erst!“

„Ew. Königl. Hoheit meinen wahrscheinlich den Courier ....“

„So ist's, er sah gerade aus, wie ein außerordentlicher Courier ....“

„Ew. Königl. Hoheit ist im Irrthum, es war kein außerordentlicher Courier, und die Depeschen, welche er mir überbrachte, enthalten nichts von dem, was sich bei seiner Abreise in Wien zutrug.“

„Also war der Brief, welchen Sie empfingen, rein diplomatischer Natur ....“

„Er betraf nur mich, ich schwöre es Ew. Königl. Hoheit.“

Der Graf sprach diese letzten Worte mit einem bezeichnenden Ausdrucke, in dem nicht zu verkennen war, daß ihn der Brief schmerzlich berührt hatte, und sie machten auf das Herz des Kurfürsten einen tiefen Eindruck.

„Ich bestehe nicht weiter darauf, es zu erfahren,“ sagte der Kurfürst; „ich achte die Geheimnisse Ihres Herzens. Aber wenn Sie meiner bedürfen, sei es in Wien oder irgendwo, rechnen Sie auf mich!“

Und der Kurfürst drückte dem Grafen herzlich die Hand.

Der Graf konnte dieser aufrichtigen Theilnahme nicht widerstehen, und ward nun seinerseits mittheilender, als er es sich vorgenommen hatte zu sein, und fuhr fort:

„Ich reise morgen nach Wien, Königl. Hoheit.“

„Was sagen Sie, mein lieber Graf! Was, Sie verlassen uns, und wir hofften, daß Sie noch einen ganzen Monat bei uns bleiben würden. Die Gräfin hatte es mir versprochen.“ —

„Ein höherer Befehl ruft mich nach Wien, Königl. Hoheit, und ich muß gehorchen.“ —

Der Kurfürst schien sehr bewegt zu sein. —

„Aber,“ sagte er, „Sie kommen wenigstens bald wieder, mein lieber Graf, nicht so?“

„Ich kann mich dazu nicht verpflichten, Königl. Hoheit.“

„Ich fürchte fast, daß Sie mir nicht die Wahrheit sagen. Hören Sie. Ehe Sie zu mir kamen, war ich bei der Frau Gräfin, und ich fand sie sehr verändert. Ich kann mir nicht denken, daß die Nothwendigkeit einer gewöhnlichen Reise die Ursache sei. Ich kenne den Hof. Ich weiß, wie die besten Absichten, die aufrichtigsten Dienste durch neidische und böse Menschen ausgelegt werden. Man hat Sie wahrscheinlich verleumdet, Graf!“

„Das ist auch meine Meinung, mein Fürst.“

„Was Sie mir da sagen, Graf, reicht hin, mich über den Grund Ihrer plötzlichen Abreise aufzuklären, und vielleicht bin ich durch meine aufrichtige Anhänglichkeit und Liebe zu Ihnen die Ursache.“

„Oh, Ew. Königl. Hoheit ist ohne Zweifel im Irrthum.‘

‚Nein, mein Freund, ungeachtet der freundschaftlichen

Beziehungen zu dem Wiener Hofe, bin ich doch nicht vor dem Verdacht einer mißtrauischen Politik geschützt. Man verzeihet den Fürsten nicht leicht die Freundschaft, welche sie für den Gesandten einer fremden Macht haben... Nun ja, ich bin Ihr Freund, und ich werde wissen, Sie zu vertheidigen.... Ich begleite Sie nach Wien, ich werde für Sie bei meiner Cousine, der Kaiserin sprechen, Sie brauchen keinen anderen Advocaten als mich!"

„Es fehlen mir die Worte," antwortete gerührt der Graf, „um Ew. Königl. Hoheit zu danken; aber da Sie für mein Schicksal so viel Theilnahme hegen, gestatten Sie mir, daß ich mit meiner Gemalin reise. Ihre Gegenwart in Wien, Ihre Verwendung zu meinen Gunsten, könnten den Verdacht, dessen Opfer ich bin, leicht verstärken. Vielleicht würden sich meine Feinde freuen, wenn sie sehen, daß Sie öffentlich mich vertheidigen."

„Nein, nein, sie werden beschämt sein, ich verspreche es Ihnen, und wenn Sie nicht wollen, daß ich mit Ihnen nach Wien reise, werde ich früher abreisen als Sie. Wählen Sie, dies ist mein letztes Wort."

Der Graf machte vergebliche Anstrengungen, den Kurfürsten zu bewegen, in seinem Schlosse zu Schönbornlust zu bleiben; dieser bestand darauf ihn zu begleiten; er war überzeugt, gewiß nicht ohne Grund, daß sein Einfluß auf Maria Theresia die Gefahr, welche den Grafen bedrohete, beseitigen würde.

Am folgenden Morgen um fünf Uhr fuhr ein Wagen, welcher das Wappen des Kurfürsten trug, aus dem Schlosse und nahm den Weg nach Wien. — Der Kurfürst hatte es sich nicht nehmen lassen, den Grafen

Metternich und seine Gemalin selbst nach Wien zu führen.

Der Graf war ungeduldig, er wollte sich vor seiner Kaiserin rechtfertigen, ihr Rechenschaft geben von seinem Betragen, wie es von ihm verlangt wurde. Der Kurfürst suchte seine Ungeduld zu zähmen und rieth ihm zu warten, bis man ihn in den Palast fordere.

„Ich will früher als Sie zu meiner Cousine gehen," sagte er, „ich will den Boden zuerst untersuchen, verlassen Sie sich auf mich, ich bringe die Sache in Ordnung. Die Kaiserin ist leicht geneigt, bösen Rathschlägen und Verleumdungen ihr Ohr zu leihen, aber sie kommt eben so leicht von ihren Vorurtheilen zurück, und wenn sie sieht, daß sie sich getäuscht hatte, so gesteht sie gern ihren Irrthum ein, und ist sogar bemüht, ihn wieder gut zu machen."

Der Graf wollte dagegen Einwendungen machen, aber der Kurfürst sagte in fast gebietendem Tone zu ihm:

„Ich will, daß Sie meine Rückkehr abwarten, ich gehe sogleich in den Palast; ich brauche nicht erst auf eine Einladung zu warten." —

Der Kurfürst stieg sogleich wieder in seinen Wagen und fuhr in den Palast.

Was trug sich da zu? Welche Unterredung fand Statt bei diesem Besuche des Kurfürsten bei der Kaiserin? Man kann annehmen, daß die Fürsprache des Kurfürsten einen vollständigen Erfolg hatte, denn drei Tage nach der Ankunft des Grafen und der Gräfin von Metternich, nämlich am 8. Februar 1771, las man in der Wiener Zeitung folgenden Artikel:

„Gestern hatten seine Excellenz, der Graf Georg von Metternich, Kaiserlicher Minister bei den Kreisen von Westphalen, und die Frau Gräfin von Metternich, geb. von Kageneck, die Ehre, in einer Privat-Audienz von der Kaiserin empfangen zu werden.“

Diese Anzeige war ein Blitzschlag für die Feinde des Grafen, sie kündigte ihnen auf eine eindringliche Weise an, daß der Mann, den sie in Ungnade glaubten, der nach ihrer Meinung vielleicht die Verbannung zu erwarten habe, über ihre Intriguen und Verleumdungen den Sieg davon getragen hatte.

Aber der Kurfürst begnügte sich nicht, dem Grafen Gerechtigkeit verschafft zu haben, er wollte ihm eine angenehme Ueberraschung bereiten; in dem Augenblicke, als der Graf sich anschickte, nach erfolgter Weisung des Premier-Ministers auf seinen Posten zurückzukehren, brachte er ihm eine Einladung zum Diner bei der Kaiserin für sich und seine Gemalin.

Man weiß, daß Maria Theresia mit diesen Einladungen nicht verschwenderisch war; nur die Glieder ihrer Familie oder einen Fürsten, der sich auf der Reise befand, sah man an ihrer Tafel, und Letzterer mußte einer regierenden Familie angehören. Die Kaiserin vermied so viel als möglich die Gesellschaften, in denen sie einem steifen Ceremoniel unterworfen war; sie liebte die Freiheit, welche man nur im Kreise der Familie findet.

Der Graf war wegen dieser Einladung ein wenig in Verlegenheit, sie war ihm sogar unangenehm, denn er sah voraus, daß der Haß seiner Feinde durch diese neue Gunst nur noch mehr genährt würde; er konnte aber

nichts dagegen thun, und mußte der Einladung Folge leisten.

Er wußte aber immer noch nicht den wahrhaften Grund seiner früheren Ungnade, und hatte sich bisher mit allerlei Gedanken deshalb geplagt; es war ihm noch ein Räthsel, dessen Lösung er vergebens suchte.

Vergebens hatte er sich deshalb an den Kurfürsten gewandt; dieser zeigte sich in dieser Beziehung unerbittlich, und stellte sich sogar, als ob er nichts wüßte; er begnügte sich zu bemerken, daß ihm aus seiner Unterredung mit der Kaiserin so viel klar geworden wäre, daß die Kaiserin seiner Verheirathung wegen ein wenig eine Vernachlässigung seiner Geschäfte fürchte.

Es war dem Grafen klar, daß der Kurfürst über den wahren Grund der früheren Ungnade besser unterrichtet sei, aber er achtete die Zurückhaltung, welche derselbe in dieser Beziehung beobachtete, weil er voraussetzte, daß ein höherer Wille es so bestimmt habe.

Die Kaiserin zeigte sich gegen den Grafen und seine Gemalin sehr freundlich, aufmerksam und zuvorkommend.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat die Kaiserin in einen anstoßenden Salon, ließ die junge Gräfin neben sich sitzen und unterhielt sich lange Zeit mit ihr. Die Unterhaltung schien ganz vertraulicher Art zu sein, und als der Graf sich bei der Kaiserin beurlauben wollte, saß seine Gemahlin noch neben ihr.

Die Kaiserin sagte mit einem freundlichen Lächeln zu ihm: „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Graf, zu der glücklichen Wahl, die Sie getroffen haben, Ihre Ge-

malin ist reizend; aber ich muß Ihnen auch sagen, daß ich Ihnen deshalb ein wenig böse bin.“

Herr von Metternich war über den Schluß dieser Anrede ganz bestürzt, und die Kaiserin schien an seiner Verwirrung Vergnügen zu haben.

„Ja, Herr Graf,“ sagte sie, „ich zürne Ihnen ein wenig, und muß Ihnen einen sehr ernsten Vorwurf machen.“

„Wenn Ew. Majestät mich mit diesem Unrecht, das gewiß nur unwillkürlich begangen wurde, bekannt machen wollten . . . .“

„Vorsätzlich oder nicht — das Unrecht ist begangen, fragen Sie nur Ihr Gewissen . . . .“

Herr von Metternich bemerkte wohl, daß die Kaiserin nicht ernsthaft sprach; er erholte sich daher bald von seiner Verwirrung; außerdem war er vollständig beruhigt durch die Gegenwart der Gräfin, seiner Gattin, in deren Zügen er lesen konnte, daß an keine Gefahr zu denken sei. —

Es war eine kleine Scene, welche die Kaiserin zu ihrem Vergnügen sich machte, und der Graf ging darauf ein, wie ein Mann von Geist.

„Erlauben Ew. Majestät,“ sagte er, „daß ich Ihnen eine einfache Bemerkung mache.“

„Sprechen Sie, Herr Graf, ich bin bereit, Ihnen zuzuhören.“

„Ew. Majestät hat mir befohlen, mein Gewissen zu befragen, und hat mich demnach einem Büßenden, der zu den Füßen seines Beichtvaters sitzt, gleichgestellt.“

„Oh, nicht ganz, nicht ganz, Herr Graf, aber fahren Sie fort, ich bitte Sie."

„Ein Büßender, Majestät, bereitet sich immer auf die Beichte vor durch ein Nachdenken von mehren Stunden, denn eine Gewissensprüfung, das ist ein ernster, ein wichtiger Act — — — und indem Ew. Majestät mich so plötzlich gefragt, bin ich in Verlegenheit gerathen."

„Das ist wahr, Herr Graf, und ich hatte daran nicht gedacht. Doch denken Sie ein wenig nach. Sehen Sie, ob Sie nicht seit einem Monat ungefähr ein Unrecht begangen haben gegen Ihre Nebenmenschen, gegen mich zum Beispiel."

Bei diesen Worten schien der Graf etwas verwirrt zu werden, und seine Verwirrung nahm zu, als er die Kaiserin ansah und bemerken konnte, daß ein leiser Anflug von Strenge ihre sonst so sanften Gesichtszüge ein klein wenig veränderte.

In diesem Augenblicke trat der Kurfürst heran, er hatte in der Nähe gestanden und beobachtet, was sich zugetragen; die Lage des Herrn von Metternich schien ihn zu ängstigen, und er fürchtete für seinen Schützling, daß alle Berechnungen der Voraussicht durch irgend eine Kleinigkeit zu Schanden werden könnten.

Die Kaiserin bemerkte es und gab ihm ein Zeichen näher zu treten.

„Mein Vetter," sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie, kommen Sie näher und sehen Sie, was Sie gewiß noch nicht gesehen haben, wie ein Diplomat vor seiner Kaiserin sein Gewissen prüft."

„Oh, das ist ja ganz etwas Außerordentliches, und

ich danke Ew. Majestät im Voraus für das Vergnügen, welches Sie mir verschafft.“

Der Graf wurde durch das Dazwischentreten des Kurfürsten wieder beruhigt; auch machte ihn ein Blick auf seine Gattin, die nicht das Geringste zu fürchten schien, wieder ganz muthig.

So interessant nun auch die Scene war, so durfte sie sich doch nicht verlängern, und die Lösung des Dramas nicht länger ausbleiben. Der Graf, immer noch in der Stellung eines Mannes, der über Etwas nachdenkt, schien sich der Laune der Kaiserin zu fügen, welche bald die Gräfin, bald ihren Gemahl betrachtete.

„Nun,“ sagte sie, „es scheint, als ob Ihr Gedächtniß ungetreu oder rebellisch ist, Sie haben sich also in Bezug auf mich nichts vorzuwerfen?“

„Oh, Majestät, ich kann es bezeugen vor Ihnen und vor . . . .“

„Hüten Sie sich, Herr Graf, Sie könnten, ohne es zu wollen, Ihr Unrecht durch eine Lästerung vergrößern — — Sie haben kein Gedächtniß, wie es scheint . . . . Nun, so muß ich Sie denn daran erinnern, Herr Graf, daß, wenn man sich verheirathet, man dies seinen Freunden doch anzeigt, besonders doch den Personen, die Ihnen Beweise von Theilnahme — — von Anhänglichkeit gegeben haben . . . .“

Der Graf beugte den Kopf zur Erde nieder; eine lebhafte Röthe überzog sein Angesicht und das der Gräfin. Jetzt erst ahnte er den wahrhaften Grund der kurzen Ungnade, die ihn beinahe unglücklich gemacht hätte, und der Gedanke von einem Unrecht gegen die Kaiserin, das

er allerdings, wenn auch unwillkürlich begangen hatte, trat vor seine Seele.

Auch der Kurfürst, der gerade nicht sehr scharfsinnig war, verstand die Bedeutung der letzten Worte der Kaiserin; er zitterte einen Augenblick für seinen Schützling, obschon Alles, was vorhergegangen war, nichts Beunruhigendes hatte. Der Fürst war sogar, im Grunde seines Herzens, derselben Meinung, wie die Kaiserin, und vielleicht hätte er an ihrer Stelle diese Vernachlässigung der Schicklichkeiten nicht verziehen; da er aber an dem Fehler des Grafen Theil hatte, insofern die Heirath des Herrn v. Metternich und der Gräfin Beatrix von Kageneck so zu sagen sein Werk war, mußte er schon einen Theil des begangenen Unrechts, das vielleicht einen Augenblick für eine Majestätsbeleidigung sogar genommen ward, mit büßen.

Die Kaiserin dachte indeß, daß sie genug gesagt hatte, und daß der Graf hinlänglich bestraft wäre durch die Lehre, welche sie ihm so eben gegeben hatte.

„Sie sehen," sagte sie zu Herrn von Metternich, „daß Sie sich weit besser auf eine diplomatische Unterhandlung, als auf die Prüfung des eigenen Gewissens verstehen — aber sprechen wir nicht mehr davon. Sie werden Ihren Fehler wieder gut machen, indem Sie mir eben so treu dienen, wie Sie es bisher gethan, und ich hoffe, daß Gott Ihre Verbindung segnen wird. Aber ich vergaß eine Bedingung, welche ich an meine Verzeihung knüpfe: Ich will, daß Ihr erstes Kind, wenn es ein Sohn ist, dieselbe Laufbahn erwähle, worin Sie mit so vielem Glücke und mit so vielem Glanze trotz Ihrer Jugend auftraten."

„Wir werden Ihnen gehorchen, Majestät, und ich nehme den Himmel als Zeugen . . .“

„Oh, oh Herr Graf, es ist nicht nöthig, daß Sie den Himmel zum Zeugen nehmen. Ihr Wort genügt mir. Kehren Sie jetzt auf Ihren Posten zurück. Mein Premier-Minister wird Ihnen neue Instructionen geben, welche wir beschlossen haben.“

Nach diesen Worten erhob sich die Kaiserin, und Herr v. Metternich und seine Frau verabschiedeten sich.

Diese Scene hatte der Kaiserin viel Vergnügen gemacht, sie war über die Unterhaltung mit der Gräfin nicht weniger erfreut.

„Wissen Sie wohl,“ sagte sie zu dem Kurfürsten, der noch da geblieben war, „daß Sie es sehr gut verstehen, Heirathen zu stiften. Die Gräfin ist eine ausgezeichnete Frau, und der Graf verdankt Ihnen viel; er hat eine Frau, welche, das bin ich überzeugt, die Pflichten eines Diplomaten recht gut erfüllen würde. Wie schade ist es, daß es der Gebrauch den Frauen nicht gestattet. Es giebt Frauen, die bei schwierigen Aufgaben geschickter wären als Männer!“

„Gewiß, Madame, und Ew. Majestät beweisen, daß der Scepter in Ihren Händen . . .“

„Eine sehr schwere Last ist,“ sagte die Kaiserin und verließ plötzlich den Kurfürst, der über diese Antwort ein wenig erstaunt war.

Am 14. Mai 1773, des Nachmittags, hielt eine Porte-Chaise, die mehre Soldaten begleitet hatten, vor der Thür eines Hauses, das in dem schönsten Viertel von Coblenz belegen war, in dem Stadttheil, den vorzugsweise der Adel bewohnte.

Ein Mann in ziemlich hohem Alter, dessen Haare anfingen grau zu werden, stieg aus, und wurde von zwei Dienern unterstützt, denn das Gehen schien ihm Mühe zu machen, weniger in Folge des Alters, als wegen einer starken Beleibtheit, welche diese fremde Hülfe nothwendig machte. Mühsam stieg er die Stufen der großen Treppe hinauf, welche zum Hauptzimmer des Hauses führte.

Er hatte nicht nöthig, sich ankündigen zu lassen, denn er wurde erwartet, und nach dem Grade der Ehrerbietung zu schließen, welche ihm die Bedienten zollten, konnte man annehmen, daß er eine sehr hochgestellte Person war.

Die Thür des Saales öffnete sich sogleich. Hier saß in einem Lehnstuhl eine junge Dame, welche leidend zu sein schien; sie war einfach gekleidet, aber in dieser Einfachheit zeigte sich der gute Geschmack und Reichthum nicht minder. Sie hielt ein Buch in der Hand, das sie auf einen kleinen Tisch legte, sobald sie die eintretende Person bemerkte. Diese machte ihr eine freundliche Verbeugung und setzte sich neben sie; die Diener entfernten sich.

Der Eintretende war der Kurfürst von Trier, die Dame war die Gräfin Georg von Metternich, die Gemalin des Ministers der Kaiserin Maria Theresia bei den Westphälischen Kreisen.

„Frau Gräfin,“ sagte der Fürst, „ich habe gestern

wieder einen Boten an Ihren Herrn Gemal geschickt, um seine Ankunft zu beschleunigen, denn ich fürchte, daß es Eile hat."

Die Gräfin that ihr Möglichstes, um weniger trübe auszusehen und sagte zu ihm:

„Ew. Königl. Hoheit haben Recht, ich glaube auch, daß es Eile hat —"

„Oh, mein Gott, Frau Gräfin, ich verstehe — entschuldigen Sie meinen Besuch.... ich ziehe mich zurück."

„Ew. Hoheit haben mich nicht verstanden; in der peinlichen Lage, in der ich mich befinde, entfernt von meinem Gemal, freue ich mich um so mehr, Sie zu sehen, mein Fürst.... Wie könnten wir uns für Ihre großmüthige Theilnahme erkenntlich zeigen?"

„Oh, Madame, ich bin hinreichend belohnt für meine Bemühungen, Ihr Glück zu gründen, durch Ihre Tugenden, Ihre Talente und durch das außerordentliche Verdienst Ihres Gemals, den Sie gewählt haben. Entschuldigen Sie, Madame, daß ich meinen Besuch nicht verlängere, es könnte Sie ermüden. Ich hoffe, daß Ihr Gemal gegen Abend hier sein wird! Möge er zur rechten Zeit kommen, um das Pfand seiner Zärtlichkeit in seinen Armen zu empfangen."

Der Fürst stand auf, küßte die Hand der Gräfin und entfernte sich; die Gräfin klingelte und zwei Diener kamen, dem Fürsten zu helfen. Schon hatte er die Schwelle übertreten, als er zurückkehrte und sich der Gräfin wieder näherte, welche darüber erstaunt war. Als er in ihrer Nähe war, gab er den Dienern ein Zeichen, sich zu entfernen, und dann sagte er leise zur Gräfin:

„Denken Sie auch daran, Madame, daß Sie uns einen Knaben schuldig sind?“

Die Gräfin lächelte. — „Aber, mein Fürst,“ sagte sie, „ich konnte solche Verpflichtung nicht übernehmen....“

„Denken Sie, Madame, an das, was Ihr Gemal in seinem und in Ihrem Namen vor achtzehn Monaten der Kaiserin versprochen....“

„Oh, Ew. Hoheit erinnern mich an ein Versprechen, das ich vergessen hatte.....“

„Man muß es indeß halten, Madame, und Sie wissen, daß die Kaiserin ein gutes Gedächtniß hat.“

„Ich weiß es wohl, aber konnte ein solches Versprechen ernstlich genommen werden?“

„Die Kaiserin nimmt es so, und ich Madame, vergessen Sie nicht, ich habe Bürgschaft geleistet.“

Die Gräfin versuchte es nicht länger, den Kurfürsten von der Lächerlichkeit eines solchen Versprechens zu überzeugen, und antwortete, um auf diese Weise dem Gespräch ein Ende zu machen:

„Nun wohl, die Kaiserin und Sie, mein Fürst, werden zufrieden sein.“

„Trefflich, Frau Gräfin, ich kann also heute noch dem Wiener Cabinet und Maria Theresia die Anzeige machen, daß Oestreich einen Diplomaten mehr zählt.“

Die Gräfin zeigte wiederum ihr Erstaunen darüber und sagte:

„Gehört das auch zur Verpflichtung?“

„Jawohl, Gräfin, Sie sind der Kaiserin einen Sohn und einen Diplomaten schuldig,“ und jetzt entfernte sich der Kurfürst.

Am folgenden Morgen, um acht Uhr, bemerkte man eine außerordentliche Bewegung in dem Hause, welches die Gräfin Metternich bewohnte; Diener kamen und gingen, man konnte schließen, daß etwas Außerordentliches hier vorgehen müsse.

Mehre Aerzte waren zur Gräfin gerufen worden, während sie auf ihrem Schmerzenslager auf eine glückliche Krisis wartete, die ihren Schmerzen ein Ende machen sollte.

Und dieser Augenblick war nahe; die Aerzte verkündeten, daß die Gräfin baldigst alle Schmerzen überstanden haben würde; die Blicke der jungen Frau suchten aber den an ihrem Bette, dessen Worte, dessen Anblick sie trösten konnten.

Plötzlich stürzt ein junger Mann, das Haar in Unordnung, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt, vor das Bett der Gattin, die in den heftigsten Wehen lag; er drückt ihre Hand, bedeckt sie mit Thränen, und scheint dieser für einen liebenden Ehemann so schweren Prüfung zu unterliegen.

Die Aerzte wollen, daß er sich entferne; er will aber bleiben ungeachtet ihrer Aufforderungen und Bitten; man muß ihn hinaus führen, denn im Interesse der Gräfin schon durften die Aerzte nicht gestört werden.

Der Kurfürst war von der Rückkehr des Grafen benachrichtigt worden; er begab sich sogleich zu ihm, gerade als man ihn genöthigt hatte, das Zimmer zu verlassen; und als er ihn in der tiefsten Verzweiflung traf, als er seinen Kummer sah, da vergaß er vor so vielen Zeugen

seinen Rang, seine Würde, und versuchte es, den Grafen zu trösten.

„Fassen Sie Muth, mein Freund," sagte er zu ihm, „vergessen Sie nicht, daß Sie ein Mann sind; übrigens ist eine Gefahr gar nicht zu befürchten und bald wird Alles vorüber sein!"

Der Graf schwieg still, er hörte kaum, was man ihm sagte. Da trat plötzlich der Doctor Burkhart, einer der ersten Aerzte Deutschlands zur damaligen Zeit, welcher auch mehre gelehrte Werke geschrieben, ins Zimmer.

„Die Frau Gräfin ist glücklich entbunden," sagte er, „und Sie können eintreten."

„Sie ist entbunden! o Gott, ich danke dir!" rief der Graf aus und fiel nieder, Gott zu danken.

„Aber Doctor," sagte er dann, „ist es ein Knabe?"

„Ei was," unterbrach ihn der Kurfürst, „die Frau Gräfin ist von einem Diplomaten entbunden, also muß es wohl ein Knabe sein, ich sagte es ja vorher! Die Frau Gräfin durfte und konnte es nicht anders!"

Dieser Scherz machte Doctor Burkhart lachen.

„Ew. Königl. Hoheit," sagte er, „haben Recht; die Frau Gräfin ist von einem gesunden, starken Knaben entbunden, aber ich weiß nicht, ob es ein Diplomat ist....."

„Was er noch nicht ist, muß er werden," sagte der Kurfürst; „nicht wahr, mein lieber Graf?"

Der Graf antwortete aber dem Fürsten nicht und lief in das Zimmer seiner Frau; einer der Aerzte reichte ihm das Kind, das eben geboren war, und der Graf weinte Freudenthränen.

Der Kurfürst zögerte nicht lange, und trat ebenfalls ins Zimmer, um sich zu überzeugen, ob seine Vorhersagung in Erfüllung gegangen sei; er nahm das Kind in seine Arme, betrachtete es aufmerksam und dann gab er es einer der Frauen der Gräfin.

„Ich bürge dafür," sagte er zum Grafen, „daß die Kaiserin mit Ihnen zufrieden sein wird. Nun ist Alles ausgeglichen."

Das Kind, welches eben geboren war, in Coblenz, am 15. Mai 1773 wurde später der Premier-Minister von Oestreich. Es ist der Fürst Metternich.

Drittes Kapitel.

Die Kinderjahre Wenzeslas von Metternich's. — Sein Charakter. — Strenge des Grafen Georg. — Zwei Systeme der Erziehung. — Discussionen in der Familie. — Antipathie der Frau von Metternich gegen die Diplomatie. — Der erste Lehrer. — Der Abbé Gascan. — Seine Geschichte. — Unannehmlichkeit der Aussprache von Languedoc. — Ungnade und Entlassung. — Ein anderer Lehrer. — Wie ein Kind sich rächt. — Der Abt Wagner und der Graf Metternich. — Eine Lehre. — Er muß nach Straßburg gehen. — Die Abreise von Coblenz. — Ankunft in Straßburg. — Keine Täuschungen. —

Die Kindheit Wenzeslas von Metternich's bietet nichts Bemerkenswerthes, nichts, das verdiente in seinen Memoiren erzählt zu werden, nur daß sein Charakter eine Festigkeit des Willens zeigte, wie man sie bei Kindern selten findet, und welche sein Vater Eigensinn nannte. Der Graf Georg von Metternich, welcher den Einfluß der Frauen auf die Erziehung fürchtete, übergab ihn frühzeitig einem Hauslehrer, viel früher, als dessen Thätigkeit nöthig gewesen wäre.

Frau von Metternich wollte sich diesem System, das ihrer mütterlichen Zärtlichkeit widerstrebte, widersetzen, aber der Graf war unbeugsam; er fürchtete die Schwäche einer Mutter, welche in ihrer blinden Zärtlichkeit für ih-

ren Sohn seinen guten Anlagen eine falsche Richtung geben könnte. Er wollte, daß sich das Kind so früh als möglich an Beschäftigung gewöhne und Liebe zu den Wissenschaften gewinne, und deshalb mußte der Knabe oft hören, daß er für eine Stellung bestimmt sei, in welcher Kenntnisse und Talent die ersten Bedingungen zum Erfolge sind.

Daher entstanden oft lebhafte Discussionen zwischen dem Grafen und seiner Gattin, welche mitunter sogar den Frieden des Hauses störten. Auf alle Einwendungen und Klagen der Gräfin antwortete der Graf: „Wir sind unserm Lande einen Staatsmann schuldig."

Der Graf erwähnte auf solche Weise oft des Versprechens, das er der Kaiserin gegeben, aber die Gräfin schien keine große Wichtigkeit darauf zu legen und betrachtete es nicht als ernstlich. Außerdem hätte sie gewünscht, daß ihr Sohn einen andern Stand erwähle, als die Diplomatie, ungeachtet der glücklichen Umstände, welche in diesem Berufe vorzugsweise ihren Sohn begleiten würden. Indeß wagte die Gräfin nicht, ihre Abneigung gegen den Stand des Diplomaten frei auszusprechen. Aber sie hatte ihn genau kennen gelernt; sie sah, daß das Talent der Diplomaten oft gegen die Wahrheit ankämpfen mußte, und daß der Kunst zu täuschen hauptsächlich die Erfolge zugeschrieben werden müssen, jedenfalls mehr als der Geschicklichkeit, welche oft nur in einer glücklich vollbrachten Täuschung bestand.

Die Gräfin war, wie wir es bereits gesagt haben, eine Frau von außerordentlichem Geiste, aber sie hatte auch redliche Grundsätze, welche sich mit den Intriguen

nicht vereinigen ließen, aus denen damals die Diplomatie der europäischen Höfe bestand, ebenso wie noch heute, und nur mit Bedauern unterwarf sie sich dem Willen ihres Gemals; sie verbarg ihren Kummer im Innern ihres Herzens, und ihr Sohn erfuhr davon erst dann, als er sich bereits auf dem Wege des Glücks befand.

Im Alter von neun Jahren erhielt Wenzeslas von Metternich einen Hauslehrer; es war ein junger französischer Abbé, aus der Diöcese Montauban, welcher nach Deutschland geflüchtet war in Folge eines Ereignisses, das im geistlichen Stande eine Seltenheit ist. Er hatte sich nämlich mit einem Offizier des Regiments Vintimille duellirt, der ihm eine Ohrfeige gegeben hatte, und den er tödtlich zu treffen das Unglück hatte.

In den Augen der Welt war dieses Duell eine nothwendige Ehrensache, aber in den Augen des Bischofs von Montauban war ein so weltliches Verfahren für einen Abbé ein großes Vergehen, um so größer, da er seinen Gegner getödtet hatte.

Der Bischof zeigte sich jedoch nachsichtig gegen den jungen Abbé, auch wollte er die Folgen einer so unangenehmen Angelegenheit vermeiden; er ließ ihn daher auffordern, seine Diöcese und Frankreich zu verlassen, welcher Aufforderung der junge Mann eiligst Folge leistete; in Coblenz fand er Aufnahme, und da er nicht ohne Kenntnisse war, und es verstand, sich in Gesellschaften gut zu benehmen, ein Talent, das vielen Abbé's damaliger Zeit eigen war, fand er bald Gelegenheit, seinen Unterhalt sich zu verdienen.

Er war zuerst Lehrer der Kinder eines angesehenen

Banquiers in Trier, und trat bald darauf ins Haus des östreichischen Ministers. Er gefiel seinem Zöglinge, und erwarb sich bald dessen ganze Zuneigung, denn er war kein Pedant und verstand es vielmehr, den Unterricht angenehm und anziehend zu machen. —

Aber der Abbé Solihac hatte einen Fehler, den man einem französischen Sprachmeister schwer verzieh, obgleich er das Französische vollkommen richtig sprach und schrieb; er hatte nämlich die Aussprache der Languedoc, ein Fehler, den der Graf anfangs nicht beachtete, weil er nicht glaubte, daß sein Sohn sich denselben aneignen würde. Als er aber nach einem Aufenthalte von zwei oder drei Monaten in Wien nach Haus zurückkehrte, machte er die unangenehme Bemerkung, daß sein Sohn französisch sprach wie ein Schüler aus Toulouse oder Carcassonne, nämlich ganz und gar mit dem Accent der Languedoc.

Von diesem Augenblicke an fiel der Abbé in Ungnade; es half ihm nichts, daß sein Schüler im Französischen sowohl wie im Lateinischen sehr gute Fortschritte gemacht hatte; Herr von Metternich verabschiedete den Abbé, gab ihm aber ein sehr gutes Zeugniß und versprach ihm, sich für sein künftiges Schicksal zu interessiren.

Der junge Wenzeslas war sehr betrübt darüber, daß man seinen geliebten Lehrer von ihm entfernte; er sprach sich darüber in Worten des Unwillens, sogar des Zornes aus, und nahm sich vor, sich an dem zukünftigen Lehrer, welchen man ihm geben würde, zu rächen.

Man wählte dazu einen alten östreichischen Priester, der lange Zeit in München Professor gewesen war. Dieser, der Herr Wagner, war ganz das Gegentheil des Abbé

Solihac; immer war er ernst und strenge, und er hätte geglaubt in seiner Pflicht zu fehlen und das Vertrauen des Herrn von Metternich nicht zu verdienen, wenn er nur ein Mal gelächelt hätte, indem er dem jungen Wenzeslas Unterricht ertheilte.

Wenn nun auch der Herr Wagner das Deutsche und Französische gleich richtig sprach, so hatte er doch in seiner französischen Aussprache einen deutschen Accent; und der junge Metternich ahmte absichtlich diese schlechte Aussprache so bald nach, daß er nach einem Monat das Französische eben so schlecht aussprach, wie sein Lehrer. Er hatte nicht mehr den Accent der Languedoc, aber er sprach jetzt den deutschen Accent, was nicht weniger unangenehm war und von seinem Vater noch mehr bedauert wurde. Doch konnte er seinen Vater nicht veranlassen, den früheren Lehrer zurückzurufen; der zweite blieb in seinen Functionen, weil der Graf ihn für einen bessern Katholiken hielt als seinen Vorgänger (denn der Diplomat war auch fromm), und weil er fürchtete, eine noch unglücklichere Wahl zu treffen.

Der junge Wenzeslas hatte gehofft, daß sein Vater durch seine schlechte Aussprache des Französischen veranlaßt werden würde, ihm einen andern Lehrer zu geben, und als er sich nun in seinen Erwartungen getäuscht sah, vernachlässigte er absichtlich seine Arbeiten. Während er früher stets fleißig gewesen und sich immer strebsam gezeigt, ward er jetzt träge und das Studium war ihm eine Last; er war nicht mehr das Kind, das man nur mit Mühe von seinen Büchern entfernen konnte, und von dem der Vater mit Stolz und Freude sprach.

Wenzeslas suchte die Spiele, die er sonst nie geliebt hatte; er brachte seine Zeit in Vergnügungen hin, an denen Theil zu nehmen er früher erröthet haben würde; seine Bücher öffnete er kaum, Vorwürfe machten keinen Eindruck auf ihn und gegen Androhung persönlicher Strenge blieb er taub.

Herr Wagner wußte nicht, was er von einer solchen Veränderung denken sollte; er erschöpfte sich in Vermuthungen, er ward nicht müde zu ermahnen, aber seine Ermahnungen hatten ebensowenig Erfolg als seine Drohungen: Herr Wagner war in Verzweiflung, denn er fürchtete mit Recht, daß der Graf diese Veränderung bald bemerken und sie dann dem armen Lehrer zur Last legen würde.

So kam es denn auch, und obgleich der Herr Wagner zu allen Mitteln seine Zuflucht nahm, welche die Lehrer in solchen Umständen anwenden, um Herrn von Metternich zu verbergen, daß sein Sohn sich so ungünstig verändert hatte, so konnte er doch den Sturm nicht beschwören, der ihn bedrohete.

Eines Tages wollte sich der Graf von den Fortschritten seines Sohnes überzeugen; er hatte seine Heidelberger Studien nicht vergessen, und richtete an den jungen Wenzeslas einige Fragen aus der lateinischen Grammatik, welche dieser sehr wenig befriedigend beantwortete. Der Vater betrübte sich darüber und der Sohn schien die Unzufriedenheit des Vaters gar nicht zu bemerken. Dies betrübte ihn noch mehr und wenig hätte gefehlt, so hätte der halsstarrige Schüler eine derbe Lection erhalten.

Der junge Wenzeslas kam mit der Furcht davon, er wollte sich doch einer neuen Gefahr nicht aussetzen und

war sogar bemüht, seinen Fehler so gut als möglich wieder gut zu machen. Der Graf von Metternich aber war über diese plötzliche Veränderung seines Sohnes sehr erstaunt und wollte diesen Umstand näher ergründen; er fuhr daher fort, den jungen Wenzeslas zu examiniren, und da dieser bei einer grammatikalischen Frage behauptete, Recht zu haben gegen die Belehrung seines Vaters, befahl ihm dieser, ihm das Buch zu bringen, worin die Regel stehe.

Der Sohn schien verlegen, der Vater bestand darauf. „Geh', und suche Deine Grammatik," sagte er, „ich will Dir beweisen, daß Du Unrecht hast."

Der Knabe wich nicht von der Stelle, er senkte den Kopf und schwieg. Herr von Metternich wiederholte seine Aufforderung, und zwar in einem Tone, der einen pünktlichen Gehorsam erwarten ließ.

Wenzeslas blieb unbeweglich und stille.

„Zum letzten Male befehle ich Dir," rief der Vater aus, „Deine lateinische Grammatik zu suchen."

„Ich weiß nicht, wo sie ist," antwortete der Knabe.

„Was? das nothwendigste Buch eines Schülers, das Du alle Tage benutzen solltest, kannst Du nicht finden! Suche es nur, sage ich Dir, und Du wirst es finden, Du wirst Dich erinnern, wo Du es gestern gelassen hast, es kann doch nicht außerhalb Deines Zimmers sein. Geh' und komm' so schnell als möglich mit Deinem Buche wieder, oder —"

Der Graf machte eine energische Handbewegung, welche den Knaben wohl hätte in Furcht setzen können, aber der Knabe blieb unbeweglich in derselben Stellung.

„Wirst Du nun endlich gehorchen!“ rief der Graf zornig, und eben wollte er den Knaben ergreifen, als Herr Wagner ins Zimmer trat.

Der Lehrer ward bleich vor Schrecken, als er die Bewegung des Grafen sah, und die letzten Worte hatte er noch gehört, da wußte er, daß der Augenblick ebenso ungünstig war für den Lehrer wie für den Schüler. —

„Ah, Sie sind's,“ rief ihm der Graf entgegen, indem er seinen Zorn zu bemeistern suchte, „Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Sehen Sie Ihr Werk! Ich wünsche Ihnen Glück zu der Art und Weise, wie Sie meinen Sohn erzogen haben.“

Der arme Lehrer war wie vernichtet von diesen Vorwürfen; er stotterte einige Worte, um eine Rechtfertigung zu versuchen.

„Schweigen Sie, schweigen Sie,“ rief ihm der Graf mit drohender Stimme zu.

„Herr Graf, ich bitte Sie, mich anzuhören.“

„Schweigen Sie, sage ich Ihnen.“

„Aber, Herr Graf, Sie werden mich nicht verdammen, ohne zu wissen, ob ich wirklich schuldig bin.“—

„Das sind Sie, Sie sind es nur zu sehr. Sie haben mein Vertrauen getäuscht. Ich habe Ihnen einen fleißigen, gehorsamen Knaben übergeben, und was ist er jetzt“. . . .

Herr von Metternich endigte nicht; er seufzte tief auf, und der Knabe betrachtete abwechselnd seinen Vater und seinen Lehrer.

Herr Wagner unterbrach das Stillschweigen.

„Nun, Herr Graf, da Sie mich nicht hören wol-

len, da es mir nicht gestattet ist, mich vor Ihnen mündlich zu rechtfertigen, so werden Sie wenigstens von mir lesen."

„Schreiben Sie mir nichts, Herr Wagner, denn ich will von Ihnen nichts hören und nichts lesen . . . Entfernen Sie sich!"

Der Graf zeigte mit der Hand auf die Thür, aber da erinnerte sich der Beleidigte, daß er ein Mann und ein Priester sei, er konnte eine Beschimpfung nicht ertragen, die ihn einem Laquais gleichgestellt haben würde, den man zum Hause hinauswirft.

Er trat Herrn v. Metternich einige Schritte näher. „Sie wollen von mir nichts lesen, Herr Graf?" rief er aus.

„Nein, mein Herr, gehen Sie, oder ich rufe meine Leute." —

„So, Sie wollen von mir nichts lesen? Nun, so sollen Andere von mir lesen! Verstehen Sie mich?"

Und er sprach diese Worte in einem Tone, der auf Würde und Festigkeit schließen ließ.

Herr v. Metternich fühlte wohl, daß er zu weit gegangen sei, und daß er einem rechtschaffenen Manne zu viel gethan habe; sein Zorn begann zu schwinden, aber er wollte nicht schwach scheinen.

„Also, mein Herr," sagte er, „Scandal wollen Sie machen, nicht wahr . . . . wohl, wenden Sie sich ans Publikum!"

„Nein, Herr Graf, ich will keinen Scandal, diese Voraussetzung ist eine neue Beleidigung für mich, aber sie trifft mich nicht. Ich habe meinen Ruf zu bewahren,

ich bin dem Publikum eine Erklärung schuldig über das, was sich hier zwischen uns beiden zuträgt. Sie schicken mich fort, wie einen Bedienten; ich verdiene eine solche Behandlung nicht; die Wahrheit muß bekannt werden, und meine Ehre, Herr Graf, ist mir eben so theuer, wie Ihnen die Ihrige."

Der Mann war größer geworden, indem er so sprach. Der junge Wenzeslas, der Urheber dieser Scene, empfand in diesem Augenblick ein Gefühl für seinen Lehrer, welches der Bewunderung glich; er hatte die Rolle vergessen, welche er spielte, und lernte den Mann achten und schätzen, der von seinem Vater bezahlt wurde, um ihn etwas lateinisch zu lehren.

Dann gab er seinen Gefühlen und seiner Reue nach, und er weinte; er bedauerte es von Herzen, diese unwürdige Behandlung seines Lehrers veranlaßt zu haben, und nahm sich vor, sein Unrecht wieder gut zu machen. Er nahm sich vor, von diesem Augenblick an in seinem Lehrer seinen Freund zu sehen, und er hielt Wort; denn als es ihm gestattet war, sich seiner Schuld gegen seinen Lehrer zu entledigen, that er es auf eine großmüthige Weise.

Der Graf v. Metternich indessen gab sich wohl den Anschein, als ob er den Drohungen des Herrn Wagner Trotz biete, aber er fürchtete nichts desto weniger die unangenehmen Folgen, welche die Veröffentlichung eines Memoires für ihn haben könnte, und in einem milderen Tone sagte er:

„Sie wollen also gegen mich schreiben, Herr Wagner?

„Nein, Herr Graf, dies ist nicht der Sinn meiner Worte. Der Gedanke, gegen Sie zu schreiben, ist mir fern .... ich kenne die Rücksichten und Erkenntlichkeit, welche ich Ihnen und der Frau Gräfin schuldig bin; ich werde niemals die Aufnahme vergessen, welche mir in Ihrem Hause zu Theil geworden, als Sie mir die Erziehung Ihres Sohnes anvertrauten ... Aber wie könnte ich mich irgendwo sehen lassen, wenn ich aus Ihrem Hause gejagt bin und mich vor der Welt nicht rechtfertige?"

„Gut, Herr Wagner, ich gestehe, daß ich ein wenig zu lebhaft war ... ich habe mich durch meine Unzufriedenheit fortreißen lassen ... aber haben Sie sich nichts vorzuwerfen? haben Sie dem Vertrauen entsprochen, das ich in Sie gesetzt?"...

„Ja, Herr Graf, ich habe Alles gethan, was in meinen Kräften stand, damit Ihr Sohn sich einst Ihrer würdig zeige. Während einiger Zeit war ich mit seinem Eifer und mit seinem Fleiße zufrieden. Aber sein Eifer hat bald nachgelassen; ich habe einerseits nichts unterlassen, ihm Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen, ihm das Ziel zu zeigen, dem er zustreben sollte, aber meine Bemühungen waren ohne Erfolg ... und es schien mir, als ob Wenzeslas in Folge eines bestimmten Entschlusses so handele, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte."

„Aber Sie hätten mich früher davon benachrichtigen sollen." —

„Ich fürchtete, Herr Graf, Sie zu betrüben, und ich hoffte immer"...

„Darin hatten Sie Unrecht, denn wenn ich nicht auf den Gedanken komme, meinen Sohn zu examiniren, so geht es so fort .... jetzt hat das Uebel Fortschritte gemacht.“

„Das soll es nicht mehr, mein Vater,“ rief der junge Mann selber aus, „ich schwöre es, ich will es bessern .... aber ich bitte für Herrn Wagner, er hat keine Schuld!“ —

Und der junge Metternich stürzte seinem Vater zu Füßen, und bat für sich und seinen Lehrer um Verzeihung.

Gerührt hob der Graf seinen Sohn empor. — „Du versprichst mir also, mein Sohn, fleißig und gehorsam zu sein?“ sagte er.

„Gewiß, mein Vater, ich verspreche es.“

„Und Du wirst gehorsam sein den Worten Deines Vaters und Deines Lehrers?“ —

„Gewiß, mein Vater.“

Dann wendete sich Wenzeslas zu Herrn Wagner und sagte zu ihm: „Und wollen auch Sie mir verzeihen, daß ich Sie so oft durch meinen Ungehorsam betrübte?“

„Gewiß, mein junger Freund, aber Ihr Herr Vater muß Ihnen es auch verzeihen!“ —

„Mein Sohn,“ rief Herr v. Metternich gerührt aus, „ich will vergessen, was geschehen ist, komm an das Herz Deines Vaters.“ —

Und Wenzeslas umarmte seinen Vater, der ihn lange Zeit in seine Arme preßte. Dann sagte der Graf zu ihm: „Nun, Wenzeslas, umarme auch Deinen Lehrer.“ Und der Knabe gehorchte mit Freuden.

„Jetzt, Herr Wagner,“ sagte der Graf, indem er

sich an den Lehrer seines Sohnes in einem andern Tone als vorhin wandte, „jetzt hoffe ich, sind auch wir ausgesöhnt. Sie entschuldigen ohne Zweifel meine Lebhaftigkeit, und vergessen, was ich Ihnen Unangenehmes gesagt. Ich bitte Sie, haben Sie nur für das Angenehme Gedächtniß, das Ihnen in meinem Hause widerfahren ist, und fahren Sie fort, meinem Sohne Ihre Sorgfalt zu widmen.“ —

„Ich erwartete nichts Anderes von Ihrer Gerechtigkeit, Herr Graf,“ antwortete ruhig Herr Wagner, „ich bin zufrieden, Ihre Achtung und Ihr Vertrauen zu gewinnen. Aber es ist mir unmöglich, länger der Lehrer Ihres Sohnes zu sein.“

„Was, Herr Wagner, hätten Sie doch noch einen Groll gegen mich?“

„Nein, Herr Graf, ich gebe Ihnen mein Wort darauf; aber wie groß auch meine Anhänglichkeit für Ihren Sohn ist, und so ehrenhaft Ihr Vorschlag auch ist, so kann ich doch nicht länger bleiben.“

„Aber ich, Herr Wagner, ich will, daß Sie bleiben,“ rief Herr Wenzeslas aus! — Und er ergriff die Hand seines Lehrers, als ob er ihn zurückhalten wollte. — „Habe ich Ihnen nicht in Gegenwart meines Vaters versprochen,“ fuhr er fort, „daß ich fleißig arbeiten werde? Ich bitte Sie, bleiben Sie bei uns. Ich will keinen anderen Lehrer als Sie.“

Der Lehrer zog seine Hand sanft zurück und umarmte den Knaben. „Du thust unrecht, so zu sprechen,“ sagte er in sanftem Tone zu Wenzeslas. „Vergiß nicht, daß die erste Pflicht eines Kindes Gehorsam ge-

gen seine Eltern ist. Der Lehrer, der mich ersetzen wird hat ebensowohl Anspruch auf Fleiß und Gehorsam seines Schülers. Aber wo ich auch sein mag, mein Herz wird immer hier sein."

Wenzeslas weinte bitterlich.

„Sie sehen," sagte der Graf zu Herrn Wagner, „wie sehr mein Sohn Sie liebt, er weint, weil Sie ihn verlassen wollen, und ist um so betrübter darüber, weil er Sie bisher betrübt hatte, und sein Unrecht nicht wieder gut machen kann. Können Sie unerbittlich bleiben bei seinen Bitten, und soll ich meine Bitten mit den seinigen vereinigen?"

„Es wäre vergeblich, Herr Graf, mein Entschluß ist gefaßt und unwiderruflich."

Wenzeslas hörte nicht auf zu weinen; Herr Wagner, der sehr gerührt war, fürchtete vielleicht, in seinem Entschlusse schwankend zu werden und wollte sich entfernen.

„Leben Sie wohl, Herr Graf," sagte er, „ich verlasse Sie mit Bedauern, ich gestehe es, aber es muß sein ... und wenn ich Ihrer Empfehlung" .....

„Herr Wagner, sprechen Sie nicht weiter, ein solcher Zweifel betrübt mich" ....

Der Graf reichte ihm die Hand, die Herr Wagner sogleich drückte; er umarmte noch einmal den Knaben und entfernte sich.

Nachdem Herr Wagner sich entfernt hatte, hielt es Herr v. Metternich, der von dieser Scene sehr aufgeregt war, für nöthig, seinen Sohn zu ermahnen.

„Du siehst es, mein Sohn, durch Dein Betragen

haben wir einen Lehrer verloren, welcher durch seinen Eifer und seine Ergebenheit unsere Anerkennung verdiente. Wenn Du gearbeitet hättest, wie es Deine Pflicht ist, wenn Du auf seinen Rath und seine Lehren geachtet hättest, würdest Du jetzt noch einen guten Lehrer haben, Du hättest mich nicht in solchen Zorn versetzt, dessen Folgen ich noch jetzt bedaure."

„Ach, mein Vater, wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe, als Du Herrn Wagner so behandeltest! Ich fühle es nur zu sehr, daß ich allein der Strafbare bin."

„Ich will Dir auch jetzt keine Vorwürfe mehr machen, mein Sohn. Dein Schmerz und Deine Thränen sind mir Bürge Deiner Reue. Aber wo finde ich einen so guten Lehrer wie Herr Wagner es ist? Wenn Du wüßtest, wie schwer man den findet! Wie oft wird das Vertrauen der Familien getäuscht!"

Der Graf schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: „Höre, mein Sohn, und antworte mir freimüthig. Als Herr Wagner ungeachtet meiner Bitten erklärte, daß er nicht länger Dein Lehrer sein wolle, da sagtest Du, daß Du keinen anderen Lehrer haben wolltest als ihn! Erinnerst Du Dich dessen?"

„Ja, mein Vater, aber dennoch werde ich Dir gehorchen." —

„Wie, wenn ich Dir nun viele Schulkameraden gebe, deren Studien und Vergnügungen Du theilst, wenn statt der Einsamkeit eines Zimmers, in welchem man sich immer dem Lehrer gegenüber befindet, Du in einen großen Saal kämest, wo lauter Kinder Deines Alters sind, die alle denselben Vorschriften Gehorsam leisten." — — —

„Ich verstehe Dich, mein Vater, Du willst mich in eine Pension bringen, wie die, wo Ernst von Bentheim ist, in Stuttgart, aber Stuttgart ist so weit von hier"....

„Mein Sohn, es giebt Pensionen, die nicht so weit sind"....

„Das ist schon gut, aber, lieber Vater, ich müßte mich trennen von Dir"....

„Ich werde Dich oft besuchen, mein Kind; dort wirst Du bessere und schnellere Fortschritte machen."

„Ich werde Dir gehorchen, mein Vater, obgleich es mir sehr schwer wird, mich von Dir zu trennen, Dich nicht jeden Tag zu umarmen... und meine gute Mutter, was wird sie dazu sagen?"

Der Graf wandte sich um, damit sein Sohn die Bewegung nicht sehen solle, in die seine Worte ihn versetzt, denn das Kind sprach so herzlich und so voller Gemüth, daß auch der strengste Vater davon gerührt werden mußte.

„Deine Mutter wird mit dem zufrieden sein, mein Sohn, was ich zu Deinem Wohle beschließe."

„Aber, lieber Vater, wo ist die Pension, wohin Du mich bringen willst. Da Du mir versprichst, mich oft zu besuchen, darf es nicht zu weit von Coblenz sein... und meine gute Mutter wird mich doch auch besuchen, und die langen Reisen ermüden sie, denn sie ist oft leidend"...

„Beruhige Dich, mein Kind, ich werde nichts beschließen, ohne es vorher mit Deiner Mutter zu berathen."

„Aber, mein Vater, Du hast mir noch nicht gesagt, wohin Du mich bringen willst, ich möchte den Namen

der Stadt in meinem geographischen Lexicon aufsuchen."

Der Graf lachte. „Also," sagte er, „Du hast Dein geographisches Wörterbuch nicht verloren, wie Deine lateinische Grammatik."

Der Knabe erröthete, denn er erinnerte sich an seine Lüge und an seine Halsstarrigkeit.

„Nun, mein Kind," fuhr der Graf fort, „so suche nur Straßburg."

„Straßburg? eine französische Stadt."

„Ja, mein Kind."

In dem Erstaunen, das der Knabe zu erkennen gab, lag auch der Ausdruck einer unwillkürlichen Unzufriedenheit mit dieser Wahl. Aber Herr v. Metternich bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken.

„Dein geographisches Wörterbuch," sagte der Vater, „wird Dich über diese Stadt belehren, die nicht so sehr französisch ist, als Du glaubst ... man spricht dort auch viel deutsch."

„Desto besser," sagte Wenzeslas.

Als sein Vater ihn verließ, holte der Knabe sein geographisches Wörterbuch herbei, um sich mit der Stadt Straßburg bekannt zu machen.

Der Abschied zwischen Frau v. Metternich und ihrem Sohne war rührend. Wenzeslas hatte sein Möglichstes gethan, um in den Augen seines Vaters sein Unrecht wieder gut zu machen, und Herr v. Metternich hatte es ihm verziehen, denn er schrieb es auf Rechnung seines jugendlichen Alters.

Kaum aber war das Kind in den Wagen gestiegen, so ward es schweigsam, fast traurig, worüber Herr von Metternich um so mehr erstaunt war, da Wenzeslas sich am Tage vorher ganz vergnügt gezeigt hatte. Dachte er an seine Mutter so viel? dachte er an die Unannehmlichkeiten, welche ihm in der fremden Stadt begegnen konnten, oder an die Entbehrung des Familienlebens? Umsonst befragte ihn sein Vater. Die Antworten, welche er dem Vater gab, konnten seine Zweifel nicht beseitigen.

Die Reise selbst machte auf den Knaben nicht den Eindruck, den man wohl hätte erwarten können; während für Kinder jede Stadt, jedes Dorf sogar ein Gegenstand der Neugierde ist und Veranlassung zu unaufhörlichen Fragen giebt, so daß oft die gefälligsten Reisegefährten durch ihre Neugierde ermüden, fuhr Wenzeslas bei Allem vorbei, ohne die geringste Theilnahme zu zeigen.

Nach seinen Mienen zu schließen, hätte man glauben können, daß von Allem, was er sah, nichts ihm etwas Neues sei; diese unerklärliche Gleichgültigkeit machte auf seinen Vater einen unangenehmen Eindruck; er fürchtete, daß sein Sohn sich an die ihm bevorstehende Veränderung nicht würde gewöhnen können, und schon jetzt vom Heimweh geplagt sei. — Das sorgenvolle Gesicht des Knaben heiterte sich auch dann nicht auf, als sie die Stadt Straßburg vor sich sahen, dort ankamen und im Badischen Hof abstiegen.

Nachdem Herr v. Metternich in den ersten Tagen seinem Sohne die hauptsächlichsten Gebäude und Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt hatte, traf er die nöthigen Einrichtungen, damit sein Sohn die Vorlesungen der

Universität besuchen könne; aber er hatte ihm davon noch nichts gesagt. So handelte der Graf bei allen Gelegenheiten. Uebrigens hätte es unangenehme Folgen haben können, wenn er es seinem Sohne früher mitgetheilt hätte.

Am achten Tage, nachdem Graf von Metternich und sein Sohn in Straßburg angekommen waren, wartete Wenzeslas im Salon, bis sein Vater einige Briefe geschrieben hatte; darauf ließ dieser ihn in sein Cabinet treten.

„Nun, mein Kind," sagte er, „Du kennst jetzt Straßburg fast eben so gut wie Coblenz, es ist für Dich nicht mehr eine fremde Stadt, Du hast hier sogar Freunde und Bekannte gefunden, und ich habe Dich nicht getäuscht, als ich Dir sagte, daß es Dir hier gefallen würde."

„Aber, mein Vater, ich bin nicht hierher gekommen, um mir Vergnügen zu machen, sondern um mich zu unterrichten, meine Kenntnisse zu erweitern."

„Gemach, mein junger Cato, ich habe mich geirrt, ich habe vergessen, daß ich mit dem fleißigsten und strebsamsten der Studenten an der Universität zu Straßburg spreche; aber es ist mir doch angenehm, im Begriff nach Coblenz zurückzukehren, daß Du nicht gerade das Heimweh hast, und was Du mir eben sagst, beweis't mir Deine guten Absichten und ist ein Trost für mich. Aber, mein liebes Kind, die guten Absichten sind nicht hinreichend, um sich in Deinem Alter in Straßburg stets gut zu betragen."

„Mein Vater, ich werde mich gut aufführen, ich schwöre es Dir, habe Zutrauen zu mir, meine Thätigkeit und mein Betragen werden Dir nichts zu wünschen übrig lassen."

„Du bist noch zu jung, viel zu jung, um des Rathes eines Führers entbehren zu können.“

„Eines Führers? Was willst Du damit sagen, mein Vater; in der That, ich verstehe Dich nicht.“

„Nun, ich will es Dir erklären, Du scheinst ja bei diesem Worte zu zittern.“

„Ich, ich zittere nicht.“

„Höre: Du bedarfst oft des guten Beispiels und des guten Rathes, um in einer Stadt wie Straßburg nicht in die Schlingen zu fallen, welche man Deiner Unschuld und Schwäche stellen wird. Ein Freund, ein rechtschaffener Mann wird hier statt meiner über Dich wachen.“

„Was, mein Vater, wieder ein Lehrer?“

Der junge Metternich wurde abwechselnd bleich und roth, als er die Worte seines Vaters hörte, und wieder Abhängigkeit und Sclaverei vor sich sah, wo er nur volle Freiheit erwartet hatte. In seiner kindlichen Unbefangenheit hatte er geglaubt, daß sein Vater ihn allein sich selbst überlassen würde.

Nun war die Täuschung geschwunden, die Aussicht auf die unabhängigen Freuden des Studentenlebens war nicht mehr vorhanden; ein Tyrann sollte über ihn wachen.

Viertes Kapitel.

Was ein Gouverneur ist. — Ein langer, dünner, trockner Mann. — Herr Kingstein. — Der gute Wein und der gute Franzose. — Schilderung des neuen Gouverneurs. — Der Baron von Metternich in den Collegien der Universität zu Straßburg. — Schon sechzehn Jahre. — Erste Liebe. — Die Leinenhändlerin auf dem Fischmarkte. — Anna Mürger. — Die Stelldichein auf der Robertsau. — Der goldene Karpfen. — Der Gastwirth Humann. — Conflict mit der Behörde. — Einen Rockschoß in der Hand. — Eine unerwartete Einladung von Herrn Floridor.

Herr v. Metternich war nicht geneigt, die Klagen seines Sohnes zu beachten, denn er sah wohl, daß Wenzeslas sich zu früh unabhängig machen wolle.

„Nein, mein Sohn," sagte er, „Du sollst keinen Lehrer mehr haben, das paßt sich für Kinder, aber die jungen Leute Deines Alters, aus guten Familien, haben, wenn sie die Universität besuchen, unterrichtete und achtbare Männer neben sich, die das Vertrauen ihrer Eltern besitzen ... unter einem sehr achtungswerthen Titel, welcher ihre Funktionen bezeichnet ... man nennt sie „Gouverneur." —

„Also, sie haben doch eine große Macht, da man ihnen diesen Namen giebt, welcher eine sehr hohe Autorität bezeichnet?"

„Ja, aber die Familien behalten sich das Recht vor, den Gouverneur zu controlliren, die Klagen der jungen Leute, über welche sie wachen sollen, anzuhören, und sie zu entlassen, wenn sie Mißbrauch von ihrem Ansehen machen.“

Wenzeslas schüttelte den Kopf; diese Bewegung war ein Zeichen, wenn auch nicht von Unglauben, doch von Zweifel in Betreff des Lobes, welches sein Vater einem Gouverneur gab, indem er ihn zugleich versicherte, daß ein Mißbrauch der ihm gegebenen Macht eine Seltenheit sei; er schwieg jedoch, denn er wußte wohl, daß jede Einwendung nutzlos und also überflüssig war, und daß sein Vater keine weitere Erörterung leiden konnte.

„Nun, mein Kind,“ sagte der Graf, „es scheint beinahe, als ob das Wort „Gouverneur“ Dir Furcht einflöße.“

„Wenn ich anfänglich ein wenig unruhig war,“ sagte Wenzeslas, „so genügten diese Erklärungen, mich vollkommen zufrieden zu stellen; aber ich bin nicht so leicht erschrocken, und wenn mein Gouverneur ungerecht gegen mich ist, so kann ich mich ja nur an die Behörde wenden, die ihm seine Macht verliehen hat.“

„Sehr wohl, mein Freund, Du hast auch Rechte, und Du wirst sie im Nothfalle geltend zu machen wissen. Aber ich hoffe, daß der Gouverneur, den ich gewählt habe, Dir niemals Gelegenheit zur Klage geben werde. Bezeige ihm Achtung, er besitzt mein ganzes Vertrauen. Er wird Deine Studien leiten und die Vorlesungen wählen, welche Du hören sollst. Er wird Dich stets begleiten, denn Du bist noch jung, und wenn man Dich in dieser großen,

fremden Stadt, wo so viele Söhne berühmter Familien sich jetzt aufhalten, ohne einen solchen Begleiter sähe, würde man mich der Unvorsichtigkeit beschuldigen, und vielleicht mich noch strenger beurtheilen. Mein Ruf würde darunter leiden. Du bist klug genug, das einzusehen, und ich habe nicht nöthig, noch mehr hinzuzufügen."

„Du sagtest mir, mein Vater, daß Du den Gouverneur für mich schon gewählt hast; wann werde ich ihn kennen lernen?"

„Noch heute. Ich erwarte ihn, und wundere mich, daß er noch nicht angekommen ist."

Herr von Metternich war mit dem Resultate dieser Unterredung sehr zufrieden; es blieb nur noch die Vorstellung übrig, und diese beunruhigte ein wenig den Grafen, denn er fürchtete, daß der Mann, welchen er für dieses Amt gewählt hatte, nicht nach seines Sohnes Geschmack sein würde. Er war überzeugt, daß in diesem Falle sein Sohn nicht wagen würde, seinen Widerwillen laut auszusprechen; aber welche unangenehme Folgen konnten aus diesen fortwährenden Reibungen und Feindseligkeiten zwischen zwei Personen entstehen, welche immer beisammen sein sollten.

Der Graf hatte in seinem Sohne schon das Geheimniß einer Kunst entdeckt, welche er zu noch größerer Vollendung bringen sollte, die nämlich der Verstellung; er wußte, wie schwer es war, in seiner Seele zu lesen, seine Absichten und Gedanken zu errathen; er hatte in dieser Beziehung oft Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Herr von Metternich überließ sich seinen Gedanken, während Wenzeslas in einem Buche blätterte, das er auf

dem Kamin gefunden hatte, als der Kammerdiener eintrat und einen Herrn anmeldete, der den Herrn Grafen zu sprechen wünschte.

„Das ist er ganz sicher," sagte Wenzeslas leise.

Der Graf ließ den Fremden eintreten. Es war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, lang, dünn und hager, aber mit einem scharfen, durchdringenden Blick; er war einfach gekleidet, doch lag in seiner ganzen Haltung ein Ernst, der auf seinen Beruf schließen ließ.

Er grüßte den Grafen, dann warf er einen Blick auf den jungen Metternich, der ihn in verzeihlicher Neugierde betrachtete aber die Augen niederschlug, als ihn der Blick des Fremden traf.

„Seien Sie willkommen," sagte der Graf und forderte ihn auf, sich zu setzen; „wir sprachen so eben von Ihnen, mein Sohn und ich, und erwarteten Sie."

Der Fremde verbeugte sich ehrfurchtsvoll, dann betrachtete er den jungen Metternich aufmerksam, welcher ihm gegenüber stand.

„Ihr Herr Sohn wahrscheinlich?" sagte er fragend, indem er sich an Herrn von Metternich wandte.

„Ja, mein Herr, und ich habe ihm so eben die Mittheilung gemacht, daß von heute an meine Autorität über ihn aufhört."

Der Graf gab Wenzeslas ein Zeichen, näher zu treten.

„Mein Sohn," sprach er, „das ist Dein Gouverneur; ich habe Dir gesagt, was ich von Dir erwarte, Du kennst Deine Pflichten, und weißt, daß dieser Mann, welcher mein volles Vertrauen besitzt, meine Stelle bei Dir ver-

treten wird; Dein gutes Betragen, Dein Fleiß und die Achtung, welche Du Herrn Kingstein, Deinem Gouverneur zoll'st, werden mir beweisen, daß Du Deinen Vater liebst."

Wenzeslas hatte sich, während sein Vater sprach, seinen Gouverneur aufmerksam betrachtet.

„Mein Vater," antwortete er mit Festigkeit, „Du wirst mit mir zufrieden sein. Aber in Deiner Gegenwart möchte ich an Herrn Kingstein eine Bitte richten, die nämlich, im Anfange nachsichtig gegen mich zu sein."

Herr Kingstein lächelte.

„Herr Baron," sagte er zu dem jungen Mann, „Sie werden meiner Nachsicht nicht bedürfen ... Ihre günstigen Anlagen und die gute Vorbildung, welche Sie erlangt, werden mir meine Aufgabe leicht machen."

„Aber, Herr Kingstein, erlauben Sie, daß ich mich darüber näher ausspreche; ich verlasse so eben erst das elterliche Haus, und dort erfuhr ich vielleicht zu viel Nachsicht ..."

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron, ich werde mich bemühen, Sie so zu behandeln, daß Sie nicht mit Bedauern an diese glückliche Zeit zurückdenken sollen; Ihr Gouverneur wird kein Tyrann sein und sein Scepter ist nicht von Eisen."

Wenzeslas zeigte sich über diese Versicherungen sehr beruhigt, und der Graf von Metternich schloß aus dieser ersten Bekanntschaft auf ein gutes Einverständniß zwischen seinem Sohne und dessen Lehrer. Nachdem er mit Herrn Kingstein noch einige Worte gewechselt hatte, forderte

er ihn auf, mit ihm in den Speisesaal zu treten, wo das Frühstück bereit stand.

Herr Kingstein that dem Frühstück alle mögliche Ehre an, und Herr von Metternich bezeigte ihm die größte Hochachtung; Herr Kingstein wußte sich sehr gut zu benehmen und die Unterhaltung zu beleben. Der junge Mann, ermuthigt durch seinen Vater und durch die Liebenswürdigkeit seines Gouverneurs, richtete viele Fragen an ihn über die Länder, welche er besucht hatte, denn Herr Kingstein hatte schon in verschiedenen Häusern das Amt eines Präceptors oder Gouverneurs versehen und in verschiedenen Gegenden gelebt.

Herr Kingstein war gern bereit, die Neugierde seines jungen Telemach zu befriedigen und dieser hörte ihm gerne zu; man sprach bald deutsch, bald französisch, und Herr Kingstein drückte sich in beiden Sprachen sehr geläufig aus.

Der junge Metternich aber hatte allerdings den Anschein, als ob er sehr neugierig sei, aber in der That beobachtete er genau seinen neuen Gouverneur; und hatte gleich Anfangs mit besonderem Vergnügen bemerkt, daß derselbe mit einem außerordentlichen Appetit begabt war und guten Wein sehr liebte, obgleich der zukünftige Gouverneur nicht vergessen hatte, daß er sich in Gesellschaft zweier Zeugen befand, vor denen die größte Zurückhaltung durchaus nothwendig war. Aber seine Vorliebe für ächten Rheinwein entging doch nicht den prüfenden Blicken seines Zöglings, welcher schon jetzt daran dachte, daraus einmal Nutzen zu ziehen.

Er bemerkte auch, daß Herr Kingstein das Französi-

sche mit solcher Reinheit und Gewähltheit sprach, wie man es bei Fremden selten findet. Wenn er sich dieser Sprache bediente, entschlüpfte ihm nie eine Wendung, welche an die deutsche Sprache hätte erinnern können, welche letztere Sprache er indeß weniger gut sprach, obgleich sie seine Muttersprache war.

Wenzeslas behielt diese Bemerkungen jedoch für sich.

Der Graf Metternich war nach Coblenz zurückgekehrt, sehr zufrieden mit seinem Sohne und dessen Gouverneur; Herr Kingstein schien ganz und gar seinen Wünschen zu entsprechen, und alle die Eigenschaften zu besitzen, welche er von einem Mentor seines Sohnes erwarten konnte. Ueberdieß war ihm Herr Kingstein von dem Grafen Trautmannsdorf sehr empfohlen; er hatte in dessen Familie mehre Jahre als Präceptor gewirkt, und andere nicht minder achtbare Zeugnisse rechtfertigten das Vertrauen und die Zuversicht des Grafen.

Herr Kingstein war, wie wir es schon gesagt haben, ein Mann von liebenswürdigem Charakter; er hatte dem jungen Baron gleich anfänglich gefallen, denn dieser hatte errathen, daß er nicht zu strenge gegen ihn sein würde. Herr Kingstein war weit entfernt, ein Gelehrter zu sein, und gab sich auch nicht dafür aus, auch nicht seinem Schüler gegenüber, bei welchem er auch durch ein angenommenes pedantisches Wesen wenig gewonnen hätte. Diese Bescheidenheit, eine seltene Tugend bei einem Präceptor, war ganz nach dem Geschmacke des jungen Baron, der

einen unwissenden Präceptor, der leutselig und nachsichtig war, einem gelehrten, aber strengen und mürrischen Lehrer vorzog. —

Der junge Baron besuchte fleißig die Vorlesungen der Universität; er war einer der besten Schüler, und die Mittheilungen über ihn, welche der Graf von verschiedenen Seiten empfing, berichteten von dessen außerordentlichen Fortschritten. Er machte mehre Reisen nach Straßburg, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und fand, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er überhäufte Herrn Kingstein mit Lob und versprach ihm einen besonderen Beweis seiner Erkenntlichkeit für die Zeit, in welcher Wenzeslas seine Studien beendigt haben würde.

Und was that Herr Kingstein, um zu gleicher Zeit das Vertrauen des Vaters und des Sohnes zu verdienen? Er ließ seinen Schüler thun, was er wollte, war ihm nie entgegen, gestattete ihm Alles, und der junge Metternich seinerseits gab seinem Gouverneur niemals Veranlassung, dieses nachsichtige Benehmen gegen ihn zu bereuen. Herr Kingstein nannte den Baron ein Muster aller Zöglinge, und dieser schrieb seinem Vater und sagte es Jedem, der es hören wollte, daß Herr Kingstein das Muster aller Präceptoren sei.

Schon waren zwei oder drei Jahre verflossen, ohne daß das gute Einverständniß zwischen Herrn Kingstein und seinem Schüler im Geringsten gestört worden wäre. Aber der junge Baron war größer geworden und jetzt beinahe sechzehn Jahre alt; er fing nun an, Philosophie, römisches Recht, Literatur und dergleichen ein wenig zu vernachlässigen, so wie sein niedliches Gesicht, seine blauen

Augen und sein blondes Haar bemerkt und als schön gepriesen wurden. Auf dem Fischmarkte war um diese Zeit eine Leinenhandlung, welche im besten Rufe stand und nach ihrem Aushängeschilde „zur Wahrheit“ genannt wurde. Der junge Baron hatte in diesem Laden eine junge Dame bemerkt, die sehr schön war und deren Bekanntschaft er zu machen wünschte. Zuerst wurden Blicke, dann wurden Briefe gewechselt und man kam nach und nach zu einem Stelldichein und sogar zu Mittagsessen, bei denen nur zwei Couverts nöthig waren: kurz, der Schüler des Herrn von Kingstein war verliebt, und zwar ohne von seinem Gouverneur die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, welcher ohne Zweifel — wir müssen es schon zur Ehre seines Gedächtnisses erwähnen — ihm diese Erlaubniß nicht gegeben haben würde.

Die zärtliche Neigung zwischen der hübschen Anna Mürger — so hieß die junge Dame — und dem jungen Baron Metternich war für Niemand ein Geheimniß — nur für Herrn Kingstein. Nicht nur, daß sein Schüler vollkommen unabhängig von ihm lebte, es ereignete sich sogar, daß er ihn vierzehn Tage lang nicht sah. Herr Kingstein hatte Geschäfte, welche die Ursache waren, daß er die Pflichten seines Amtes oft vernachlässigte.

Da erhielt er eines Tages mit der Post einen anonymen Brief, dessen Inhalt ihn sehr erstaunte und beunruhigte.

Dieser Brief lautete folgendermaßen:

Herr Kingstein! Wollen Sie die Fortschritte kennen lernen, die Ihr kleiner Baron in einer Wissenschaft macht, welche der Graf von Metternich in dem Unterrichte auf

der Straßburger Universität wohl schwerlich mit einbegriffen glaubte, so bemühen Sie sich morgen früh auf die Robertsau; Sie werden dort Ihren Zögling finden, und sich persönlich überzeugen, daß er dort von einem sehr liebenswürdigen Professor unterrichtet wird, mit welchem Sie, wenn Sie nicht zu alt und zu häßlich wären, ebenfalls Bekanntschaft machen könnten. —

Herr Kingstein errieth sogleich den Sinn dieses räthselhaften Briefes, welcher ihm das Mittel gab, seinen Zögling auf der That zu treffen, wodurch er selbst nicht ferner der Nachlässigkeit beschuldigt werden konnte.

Doch war die Lage für Herrn Kingstein eine sehr unangenehme, denn wenn der junge Baron strafbar war, so war es der Gouverneur auch. Wenn er sich nun wie ein strenger Mentor gegen seinen Schüler benehmen wollte, so konnte er leicht von dem jungen, dadurch gereizten Manne, Unangenehmes erfahren, und es wäre sogar möglich, daß dadurch das gute Einverständniß zwischen ihm und seinem Zögling gestört würde, und dann würde die Vermittlung des Vaters vielleicht nöthig werden, bei welchem der Gouverneur schwerlich als ganz unschuldig dastehen würde.

Wenn er nun aber schwiege, und absichtlich nicht sehen wollte, was sich zutrug, würde er sich dadurch nicht für die Folgen eines ersten Fehlers verantwortlich machen und den Leichtsinn eines jungen Mannes dadurch unterstützen, daß er ihn nicht bestrafte? Würde er nicht seine erste und wichtigste Pflicht verletzen, und das Vertrauen des Vaters täuschen? —

Und wenn dann der anonyme Brief, den er empfangen hatte, in böser Absicht geschrieben war, wie es ja

leicht möglich sein konnte, mußte man da nicht befürchten, daß der Abfasser desselben sich auch an den Vater wenden würde?

Der Gouverneur war in großer Verlegenheit und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte. Er entschloß sich endlich zu schweigen und eine günstige Gelegenheit abzuwarten, um seinen Zögling recht väterlich zu ermahnen, den er überdieß für weit weniger strafbar hielt, als der anonyme Correspondent anzunehmen schien.

Aber der arme Herr Kingstein schlief nicht lange in dieser Sicherheit, die er sich selbst geschaffen; ein neuer Brief schreckte ihn drei Tage später daraus auf, und dieser war viel deutlicher; er war nicht ironisch abgefaßt, sondern gab die nackte Wahrheit.

Er lautete folgendermaßen:

Mein rechtschaffener Herr Gouverneur! Man hat Sie auf der Robertsau vergeblich erwartet; noch einmal giebt man Ihnen dort Rendezvous, auf Morgen früh zehn Uhr bei dem Gastwirth Humann, zum goldnen Karpfen. Es giebt dort auch Gast-Zimmer für zwei Personen!

Diese letzten Worte waren unterstrichen, ersichtlich damit Herrn Kingstein nicht der leiseste Zweifel bliebe über das, was er wissen solle, und damit er seine Nachsicht nicht noch weiter gehen lasse. —

Länger konnte Herr Kingstein nicht zögern; er mußte endlich sein Recht geltend machen, sich mit seiner Autorität bekleiden, um seinen Zögling auf den Weg der Tugend zurückzuführen.

Am andern Tage stand er früh auf, kleidete sich ganz

schwarz, um recht würdevoll zu erscheinen, und begab sich auf die Robertsau; er wollte seinem Zöglinge zuvorkommen, dort Vorsichtsmaßregeln treffen, um nicht von ihm gesehen zu werden, und den günstigsten Augenblick für sein Hervortreten wählen, um möglichst kräftig aufzutreten.

Er verbarg sich daher hinter einigen Bäumen der Allee, und erwartete die Strafbaren, welche er von hier aus in der Ferne sehen konnte. Der Morgen war sehr schön; es war im Monat Juni, die Sonne spiegelte sich in den Wellen des Rheins.

Es schlug zehn Uhr in Straßburg; schon waren viele Spaziergänger, welche das schöne Wetter benutzten, bei ihm vorbeigekommen; er hatte unter diesen verschiedene Studenten erkannt, welche junge Damen am Arm führten und dabei tief aufgeseufzt; er bemerkte auch zwei oder drei deutsche junge Edelleute in ähnlicher Gesellschaft — aber Keiner von diesen war von seinem Gouverneur begleitet. Das beruhigte sein Gewissen ein wenig; er hielt sich für weniger strafbar, weil einige seiner Standesgenossen eben so strafbar waren wie er.

Da näherte sich endlich wieder ein Pärchen. Es war der junge Baron und Anna Mürger, welche sich eifrig unterhielten wie alte Bekannte. Anna war eine Brünette, anziehend, schlank und lächelnd; ihr etwas ernster Begleiter ließ gerade neben ihr den deutschen Charakter erkennen.

Im Augenblicke, wo sie bei dem Orte, wo sich Herr Kingstein versteckt hatte, vorbei gingen, konnte er einige Worte hören, welche das junge Mädchen sprach und mit

lautem Lachen begleitete. Herr Kingstein trat etwas näher, um den Gegenstand der Unterhaltung und die Ursache dieser Fröhlichkeit kennen zu lernen.

Da hörte er plötzlich seinen Namen aussprechen; er zitterte vor Aerger, und trat in sein Versteck zurück. Er wußte nun, daß sein Schüler sich über ihn lustig machte und dieses Benehmen empörte ihn.

Doch mußte er vorsichtig sein, um sich vollständig rächen zu können. Er blieb daher noch einige Zeit hinter dem schützenden Laubwerk der Bäume, welches ihn vor den Blicken des Pärchens verborgen hatte, und als er glaubte, daß die Zeit, um bis zum Gasthaus zu gelangen, verflossen war, trat er aus seinem Versteck hervor, nachdem er den Hut tief in die Stirn gedrückt hatte; er war jetzt entschlossen wie ein Held und wollte ernsthaft sprechen mit seinem Zögling.

Er trat also schnell in den Gasthaf zum goldenen Karpfen; zehn Minuten früher waren der Baron und seine Dame dort eingetreten.

Als Herr Kingstein in die Thür des Hauses trat, kam ihm ein Mann entgegen, der durch seine Wohlbeleibtheit auffallen mußte; er trug eine baumwollene Mütze auf dem Kopfe, wie es damals in Straßburg unter Gastwirthen üblich war.

„Wo sind," fragte ihn Herr Kingstein in fast drohendem Tone, „die beiden jungen Leute, welche eben hier eingetreten sind?"

Herr Humann, denn dieser war es, an welchen sich Herr Kingstein so höflich gewandt hatte, fand diese Frage nicht nach seinem Geschmack; er behielt aber sein Phlegma,

und betrachtete den Fragenden von Kopf bis zu den Füßen, ohne ihm zu antworten.

„Herr Wirth," rief ihm Herr Kingstein zu, „verstehen Sie kein Französisch?"

Der Wirth, welcher dem Gouverneur den Rücken zugewandt hatte, begnügte sich, ihn über die Schulter hinweg zu betrachten.

Herr Kingstein, welcher glaubte, daß der Wirth nicht Französisch verstehe, übersetzte seine Frage ins Deutsche und wiederholte sie mit einer wahren Stentorstimme; aber auch dies schien auf den Wirth nicht den geringsten Einfluß zu haben, denn er verharrte in seinem verächtlichen Schweigen.

Das war für die Philosophie des Gouverneurs zu viel, als daß er es hätte ertragen können.

„Oh; Sie wollen nicht verstehen, mein Herr Wirth," rief er aus, indem er den dicken Mann, welcher sich vor eine schmale Treppe postirt hatte, von der Seite zu schieben suchte; „nun, ich bedarf Ihrer Antwort nicht, um die beiden jungen Leute zu finden, welche ich hier suche."

Aber Herr Humann hielt den Gouverneur bei einem seiner Rockschöße fest, und sagte in gutem Französisch zu ihm:

„Mein Herr, Sie gehen nicht hinauf, denn ich bin Herr im Hause, und ich will es nicht."

„Und ich, ich bin der Gouverneur des jungen Mannes, den eine thörichte Leidenschaft irre führt."

„Das geht mich nichts an . . . mein Geschäft ist es, den Personen, welche hieher kommen und bezahlen, zu essen und zu trinken zu geben."

„Ihr Haus ist ein Haus der Verführung für junge Leute, ein wahres Lupinar.“

„Was nennen Sie Lupinar und welche Sprache reden Sie da? Ich bin ein rechtschaffener Mann und dafür wohl bekannt. Fast alle Offiziere der Garnison kehren bei mir ein.“

„Auch Studenten, welche mit ihren Liebschaften hieher kommen.“

„Das geht mich nichts an, und nun genug davon. Ich habe in der Küche zu thun.“

„Nun, mein Gott, ich will Sie in Ihrem Geschäft nicht hindern, aber stören Sie mich nicht in dem meinigen.“

„In welchem?“

„Ich bin Gouverneur?“

„Gouverneur? — Von wem? von was? Sie sehen gar nicht aus, wie ein Soldat, und wenn Sie wirklich Gouverneur von Etwas sind, warum tragen Sie Ihre Uniform nicht?“

„Welche Dummheit!“

„Mein Herr! Sie beleidigen mich! Vergessen Sie nicht, daß Sie in meinem Hause sind!“

„So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich der Gouverneur des Herrn Baron von Metternich bin, Sohn Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Metternich, Minister Seiner Kaiserlichen Majestät in Westphalen.“

Auf diese Aufzählung von Namen und Titeln antwortete Herr Humann mit lautem Lachen. Dann nahm er mit der einen Hand seine baumwollene Mütze ab, während er mit der anderen den Rockschoß des Herrn Kingstein festhielt.

„Ah, Herr Gouverneur,“ sagte er spöttisch, „es thut mir unendlich leid, daß Sie hier bei mir Ihr Amt nicht versehen können. Sie sind hier in meinem Hause, verstehen Sie das?“

„Aber in Ihrem Hause ist jetzt ein junger Mann, dessen Betragen ich überwachen soll, der mir gehorchen soll — ich muß also hinaufgehen.“

Und Herr Kingstein machte aufs Neue eine Bewegung, die Treppe hinauf zu steigen, aber der Gastwirth hielt ihn fest.

„Sie werden nicht hinaufgehen, mein Herr!“ sagte er.

„Mein Herr, im Namen der öffentlichen Moral, bei Allem, was Ihnen heilig ist, fordere ich Sie auf, mich nicht zu verhindern, meine Pflicht zu erfüllen, und den Schuldigen auf der That zu treffen.“

„Ich achte die Moral außerordentlich, mein Herr, aber ich habe darauf zu sehen, daß die Personen, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren und meine Küche für gut finden, hier nicht gestört werden. Uebrigens sind alle Zimmer dort oben besetzt, und Sie müßten an alle Thüren klopfen, um zu wissen, ob die Personen, welche Sie suchen, hier sind. Also, mein Herr, gehen Sie wieder nach Hause, das ist das Beste, was Sie thun können.“

Bei diesen Worten brach der Zorn des Herrn Kingstein aus.

„Also ich soll gehen, unmoralischer, geldgieriger Wirth“ rief er aus. „Nein, ich werde bleiben, ich werde hinaufgehen, und keine Macht auf Erden soll mich verhindern, das zu thun, was meine Pflicht ist.“

Er drängte sich darauf kräftig vor, und die Folge

davon war, daß sein Rockschoß in den Händen des Wirthes blieb. Herr Kingstein beachtete es nicht, und eilte hinauf. Herr Humann lief ihm nach, und hielt ihn auf der Mitte der Treppe fest. Da entspann sich nun ein heftiger Kampf zwischen Beiden — als sich plötzlich von oben eine bekannte Stimme vernehmen ließ.

„Der Herr gehört zu uns. Lassen Sie doch Herrn Kingstein heraufkommen," — rief der junge Baron von Metternich.

Der Gouverneur erkannte ihn und blieb wie versteinert.

„Oh, mein Gott," sagte lächelnd der Wirth, „warum sagten Sie denn nicht gleich, daß Sie zur Gesellschaft gehören. Habe ich doch auch ganz und gar vergessen, daß man befohlen hatte, drei Couverts zu legen."

Der junge Baron rief ihm unterdeß abermals zu: „Kommen Sie doch herauf, Herr Kingstein."

Herr Kingstein zögerte jetzt, die Stufen emporzusteigen, welche ihn von dem jungen Baron trennten. Bei dieser plötzlichen Wendung der Dinge hatte er seinen Muth ganz und gar verloren.

Der Wirth bemerkte seine Unentschlossenheit.

„Nun, Herr Gouverneur," rief er ihm zu, „warum steigen Sie nicht hinauf. Noch vor einem Augenblicke konnte ich Sie nicht zurückhalten, und jetzt, da Sie eingeladen werden, an einem herrlichen Frühstück Theil zu nehmen — neben einer liebenswürdigen Dame, einer Pariserin, denn ich verstehe mich auf Physiognomien, jetzt sind Sie unentschlossen."

„Dafür, Herr Wirth, habe ich meine Gründe, die

ich Ihnen nicht sagen kann — ich will hinaufgehen, aber ich komme bald wieder herab, und nicht allein, dafür stehe ich."

„Wie es Ihnen beliebt. Gute Reise und guten Appetit, Herr Gouverneur."

Herr Humann ließ Herrn Kingstein auf der Treppe und kehrte in seine Küche zurück; da bemerkte er, daß er den Rockschoß des Gouverneurs in seiner Hand hatte. Er lief ihm eiligst nach, und hielt ihn auf.

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr," sagte er, „für das Unrecht, das ich ohne meinen Willen gegen Ihre Kleidung begangen. Aber ich muß Ihnen doch wiedergeben, was Ihnen gehört." — Und er reichte ihm lachend das abgerissene Stück hin.

Der Gouverneur nahm es mit großer Ruhe an.

„Ich danke, Herr Wirth," sagte er, „aber ich verlange dafür Entschädigung. Der Rock hatte funfzig Gulden gekostet, und jetzt ist er nicht mehr zu tragen."

„Das ist Ihre Schuld, Herr Gouverneur. Guten Appetit."

Herr Kingstein war nun bemühet, seine Toilette, die durch das Zusammentreffen mit dem Wirthe sehr gelitten hatte, möglichst in Ordnung zu bringen; dann trat er in einen dunkeln Corridor, auf welchen sechs oder acht Zimmer sich öffneten.

„Hierher, Herr Kingstein," rief ihm der junge Baron zu.

„Hier bin ich, Herr Baron, hier bin ich."

Als Herr Kingstein ins Cabinet trat, saßen der junge Baron und seine Geliebte vor einem reich besetzten

Tische, das Glas in der Hand. Er wollte bei diesem Anblick einige strenge Worte an seinen Zögling richten, aber es ward ihm sehr schwer; seine Zunge versagte ihm den Dienst, nur den gerechten Zorn eines beleidigten Mentors in Worte zu kleiden.

„Setzen Sie sich doch, Herr Kingstein,“ sagte der Baron, „hier ist der Platz, der für Sie bestimmt war, denn ich wußte wohl, daß Sie kommen würden.“

„Herr Baron, Herr Baron — das ist zu viel.“

„Was, mein Herr Gouverneur, was ist zu viel — ich finde, daß es gar nicht zu viel ist — ein kleines Frühstück, das kaum einen Louisd'or kostet. — Nicht doch, Sie wollen scherzen — —“

„Herr Baron, Ihr Betragen setzt mich in Erstaunen und betrübt mich.“

„Ach, so ist's? Moralpredigten also, Herr Kingstein; so viel als Ihnen beliebt, aber nicht jetzt, nach dem Frühstück ist Zeit dazu! Erst wollen wir frühstücken, und dann wollen wir sprechen.“

„Können Sie glauben, Herr Baron, daß ich das thun werde.“

„Frühstücken? Warum nicht, Herr Kingstein. Sie müssen frühstücken, ich will es ... hier ist Ihr Couvert, wir erwarteten Sie.“

Nun zeigte sich Herr Kingstein ganz unwillig.

„Im Namen des Herrn Grafen von Metternich, Ihres Vaters, fordere ich Sie auf, mir zu folgen und nach Hause zurückzukehren.“ —

„Und ich, Herr Floridor, ich fordere Sie auf, auf der Stelle zu frühstücken.“

„Floridor?"

Der Gouverneur ward blaß, als er diesen Namen aussprechen hörte; er bemühete sich, seine Geistesgegenwart nicht zu verlieren, aber er drohete nicht mehr und schien plötzlich sehr nachgiebig zu werden.

„Ich soll also mit Ihnen frühstücken, Herr Baron, aber bedenken Sie doch meine Stellung, meinen Ruf...."

„Ich begreife nur eine Sache, daß Sie nämlich Hunger haben werden, und daß im Grunde Ihnen die Einladung gar nicht so unlieb ist."

„In jedem anderen Augenblicke würde sie mich sehr ehren und mir außerordentlich viel Vergnügen machen...."

„Und, Herr Gouverneur fürchten Sie vielleicht die Gegenwart der jungen Dame?"

Der junge Baron blickte Anna an, welche diese Scene mit lebhaftem Interesse verfolgte, überdieß im Voraus von der glücklichen Lösung derselben überzeugt war.

„Nein, nein, Herr Baron, ich schwöre Ihnen, aber..."

„Die junge Dame ist Ihre Landsmännin, sie ist Französin und verdient daher Ihr Wohlwollen."

„Wie? ich?"

„Sie ist aus Paris, wie Sie."

Herr Kingstein versuchte keine Einwendungen, die letzten Worte des Baron bewiesen ihm, daß derselbe in die Geheimnisse seiner Biographie eingeweihet war; er konnte nicht mehr täuschen, und mußte die Rolle, welche er seit zwanzig Jahren spielte, vor seinem Zögling jetzt ablegen. Er faßte daher einen kühnen Entschluß und setzte sich ruhig zu Tisch.

„Wahrlich, Herr Baron," sagte er, „Sie sind so zu-

vorkommend, daß es nicht möglich ist, Ihnen zu widerstehen.“

„Das laß ich mir gefallen,“ rief Wenceslas aus.

Und Herr Kingstein fing an, mit so gutem Appetite zu essen, daß die beiden Gäste ihre Freude daran hatten. Aber er sprach kein Wort, und wollte die Unterhaltung zwischen dem jungen Baron und Anna nicht stören, während diese den Herrn Gouverneur in seiner Mahlzeit nicht stören wollten. Er unterbrach sich nur, um das Talent des Herrn Humann zu loben, dessen Wein besonders er vorzüglich gut fand, und der auch bald seine Wirkung auf ihn äußerte. Der junge Baron trug Sorge, sein Glas stets zu füllen, und nach und nach wurde der Herr Gouverneur ganz vergnügt; er wagte sogar einige galante Wendungen, die nicht schlecht aufgenommen wurden. Kurz, der Gouverneur war ganz und gar geschwunden, um Herrn Floridor Platz zu machen. —

Fünftes Kapitel.

Die Geheimnisse einer Biographie. — Der Tenor aus der Provinz. — Friedensvertrag. — Großmuth des Baron von Metternich. — Der Rock des Gastwirths — Die Emancipation des Studenten. — Ein Zusammentreffen im Straßburger Münster. — Die Kapelle der Jungfrau und das Stelldichein. — Die Dame mit dem schwarzen Schleier. — Der Gouverneur ist noch in Verlegenheit. — Ein verdächtiges Haus. — Vorbereitungen zu einer General-Probe. — Der Helm des Philoctetes. — Madame Josart. — Noch ängstlich. — Der junge Metternich als griechischer Held verkleidet. — Anerbieten eines Billets.

Endlich war für den Baron der erwartete Augenblick gekommen; er hatte bisher die ganze Angelegenheit mit solcher Geschicklichkeit geführt, daß der Erfolg nicht fehlen konnte. Nun rief er Herrn Humann, welcher, als er in das Cabinet trat, beim Anblicke des Herrn Kingstein unwillkürlich lachen mußte, denn dieser hatte ein Glas in der Hand und sang eine Arie aus einer komischen Oper.

Wenzeslas bestellte eine Flasche Champagner, „um die Gesundheit des Herrn Gouverneurs zu trinken.“

Herr Kingstein machte eine Miene, die sein Erstaunen und zugleich seine Freude ausdrückte. „Auf Ihr Wohl,“

rief er aus, „und das Ihrer liebenswürdigen Freundin, mein lieber Baron.“

Nach verschiedenen Toasten, die eine zweite Flasche Champagner nöthig machten, nahm der Baron eine ernsthafte Miene an.

„Nun, mein lieber Floridor,“ sagte er, „ich muß Sie hier bei diesem Namen nennen, denn er gefällt mir, und Sie haben ihn ehemals mit Auszeichnung getragen....“

„Ja, das ist wahr, in Lyon, Nantes, in Rouen erinnert man sich noch dieses Namens, und wird ihn noch lange nicht vergessen ... damals hatte ich einen Tenor, wie man ihn selten findet.“

„Bitte, mein lieber Floridor, unterbrechen Sie mich nicht, wir haben noch Etwas abzumachen. Hören Sie! Sie haben in Frankreich lange Zeit Komödie gespielt, und jetzt spielen Sie in Deutschland und Straßburg Komödie.“

„Sie irren sich, Herr Baron!“

„Spielen Sie nicht seit zwanzig Jahren in Deutschland die Rolle eines Präceptors und Gouverneurs? Das ist auch eine Komödie, und Sie spielen sie vortrefflich! Aber glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen will ... Sie haben eine gute Erziehung genossen, Sie haben Geist, Sie sind gutmüthig ... Gott behüte mich! Ich will Ihnen nicht nachtheilig sein in dem neuen Berufe, den Sie sich durch Ihre Einsicht geschaffen haben, nachdem Sie wegen Verlustes Ihrer Stimme gezwungen waren das Theater zu verlassen.“

„Zum Henker, wo haben Sie das Alles erfahren, mein lieber Baron?“

„Gleichviel, mein lieber Floridor, ich kenne Ihren

ganzen Lebenslauf, als Schauspieler und als Präceptor, und da Sie sich in allen Verhältnissen als Mann von Ehre gezeigt, achte ich Sie .... und in meinen Augen gelten Sie als Gouverneur ebensoviel und wohl noch mehr, als die Meisten dieser Pedanten, die mit Griechisch und Lateinisch vollgepfropft sind und deren Gelahrtheit den jungen Leuten, welche ihnen anvertraut sind, nur unangenehm und zuwider ist."

„Es ist wahr, daß ich das Griechische und Lateinische, das ich im Collège zu Beauvais gelernt, ein wenig vergessen habe."

„Aber, mein lieber Floridor, Sie begreifen, daß von dem Tage an, wo Sie gegen mich die Rolle des Gouverneurs in allem Ernste spielen wollten, wir nicht mehr gute Freunde sein konnten ... dann würde der Krieg losbrechen zwischen uns, und dessen Folgen würden Ihnen unangenehmer sein als mir — also Frieden zwischen uns im allgemeinen Interesse — — —"

Herr Kingstein war beinahe gerührt von dieser Rede.

„Ja, ja, es lebe der Friede," rief er aus.

„Seien wir Freunde, Cinna, ich bin's, der Dich
„darum bittet."

„Bei diesem Frieden, mein lieber Floridor, können Sie fortfahren, um zwölf Uhr aufzustehen, um zwei Uhr ins Theater-Caffeehaus gehen und mit Ihren alten Kameraden sich unterhalten, und des Abends sie spielen sehen oder in den Coulissen sich amüsiren; bei diesem Frieden werde ich arbeiten und studiren, wie ich bisher gethan, denn ich liebe die Wissenschaften und weiß, daß ich Etwas lernen muß. Aber nach der Arbeit — — Vergnügen, Genuß!"

„Das ist in der Ordnung. Herr Baron, und ich billige es sehr. Aber erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen. Sie finden vielleicht, daß für einen früheren Schauspieler . . . . .“

„Sprechen Sie, mein Lieber, sprechen Sie.“

„Wenn der Herr Graf, Ihr Vater, zufällig erführe, daß . . . Sie wissen wohl . . .“

Herr Kingstein blickte bei diesen Worten auf Anna Mürger, welche diesen Blick wohl verstand, aber gar nicht böse darüber zu sein schien.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ antwortete der junge Metternich, „aber seien Sie unbesorgt; ich habe für Alles gesorgt, daß Ihnen von jener Seite nichts Unangenehmes widerfahren kann. Mein Vater wird nichts erfahren. Sollten ihm aber einige böswillige Gerüchte zukommen, und würden Sie dadurch in Nachtheil gerathen, so werde ich es gegen Sie gutmachen; ich besitze die Mittel, das Unrecht, welches Ihnen durch die väterliche Strenge widerfahren könnte, auszugleichen. Sie haben als Gouverneur ein jährliches Gehalt von fünfhundert Gulden; — — nun, wenn Sie Ihre Stelle verlieren, zahle ich Ihnen eine lebenslängliche Pension von zweitausend Gulden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, und wenn Ihnen mein Wort keine genügende Sicherheit ist . . . .“

„Ihr Wort, Herr Baron, ist mir mehr werth, als alle Contracte.“

„Also, die Sache ist abgemacht! Freiheit und Unabhängigkeit für Sie und für mich. Sie können fortfahren so zu leben, wie Sie bisher gelebt haben, und Ihre Pflichten als Gouverneur des Baron Wenzeslas von Metternich

erfüllen — im Caffeehause, im Theater und hinter den Coulissen, ohne sich um das zu bekümmern, was ich thue oder thun könnte, und ich, ich fahre fort zu arbeiten und mich zu vergnügen; es ist gleichviel, ob ich allein oder in Gesellschaft die Gastzimmer des goldenen Karpfen aufsuche. Dank dieser Einrichtung, werden wir die besten Freunde von der Welt sein, und ich verlebe meine Studien gut, schnell und angenehm. Ist Ihnen das recht, mein lieber Floridor?"

„Gewiß, Herr Baron, aber Sie verlangen eigentlich meine Entlassung als Gouverneur?"

„Das nicht, Sie sind und bleiben mein Gouverneur, das ist die Hauptsache bei unserm Uebereinkommen ... aber Sie sind mein Gouverneur nur dem Anscheine nach ..."

„Und mein Gehalt?"

„Das versteht sich von selbst, das bleibt wie es gewesen! Eingeschlagen! Herr Gouverneur; von diesem Augenblicke gebe ich Ihnen Ihren Titel wieder, dessen Sie übrigens sehr würdig sind."

Der Baron und Herr Kingstein drückten sich die Hand und besiegelten auf diese Weise den Bund, welchen sie soeben geschlossen hatten.

Der Gouverneur hatte hier nun nichts mehr zu thun; seine Gegenwart war nicht mehr nöthig, und er stand auf, um fortzugehen — aber da fingen Wenzeslas und Anna Mürger laut zu lachen an, und es fiel ihm ein, daß ihm an seinem Rock Etwas fehle: er konnte unmöglich in diesem unvollständigen Costüm nach Hause gehen.

Der Baron erbarmte sich der Verlegenheit des Herrn Kingstein.

„Mein lieber Gouverneur,“ sagte er freundlich, „Sie erlauben mir wohl, diesen Rock, welchen Ihnen dieser grobe Wirth so zerrissen hat, durch einen neuen zu ersetzen. Morgen wird Ihnen mein Schneider zu einem Anzuge, den Sie selbst wählen können, das Maaß nehmen.“

„Ich bin Ihnen dafür im Voraus sehr verpflichtet, Herr Baron, aber vorläufig bin ich in größter Verlegenheit, denn wahrlich, ich weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll, ohne mich dem Gespött der Leute auszusetzen, die Achtung vor dem Gouverneur des Herrn Baron von Metternich würde darunter sehr leiden.“

„Sie haben Recht, die Lage ist kritisch — aber da fällt mir Etwas ein ...“

Wenzeslas rief den Wirth und sagte ihm Etwas ins Ohr. Herr Humann ging fort, und kam bald mit einem neuen Rock zurück.

„Es ist mein Sonntagsrock,“ sagte der Wirth, „und ich leihe ihn Ihnen mit vielem Vergnügen, aber ich zweifle, daß er dem Herrn Gouverneur paßt.“

„Er muß wohl passen,“ sagte Herr Kingstein mit Ungeduld und übelgelaunt, denn er hatte noch nicht vergessen, daß Herr Humann es gewagt, seine geheiligte Person anzugreifen; eiligst wechselte er den Rock, und ohne die Gesellschaft über diese neue, nicht sehr anpassende Kleidung zu befragen, nahm er Abschied, und verließ das Gasthaus, um nach Hause zurückzukehren, sich dort besser zu kleiden und seine Freunde im Theater-Caffeehause aufzusuchen.

So emancipirte sich der junge Straßburger Student;

so befreiete sich der junge Baron von Metternich von der lästigen Vormundschaft des Mannes, den sein Vater mit allen Rechten eines Gouverneurs über ihn gesetzt hatte.

Wie war es ihm gelungen, die Antecedentien des Herrn Kingstein zu erfahren, und welche Mittel hatte er angewandt, diese so genauen Mittheilungen zu erhalten, welche den armen Gouverneur seinem Schüler Preis gaben? — Der junge Baron hatte schon beim ersten Zusammentreffen mit seinem Gouverneur die Bemerkung gemacht, daß dieser Mann wahrscheinlich einer von den geschickten Abenteurern sei, die damals besonders als Präceptoren und Gouverneure bei vielen adeligen Familien in besonderer Gunst standen; er hatte außerdem weder in seiner Sprache noch in seinen Sitten den Deutschen erkannt, und er fing an, seinen Gouverneur zu beobachten und beobachten zu lassen, und der Erfolg dieser Beobachtungen und Nachforschungen waren die Mittheilungen über seinen früheren Beruf, wodurch er solch' ein Uebergewicht über ihn erlangte.

Er bediente sich aber dieser Geheimnisse nicht gleich damals, als er sie erfuhr; er sparte sie sich vielmehr auf für den Augenblick, in welchem es dem Gouverneur einmal einfallen würde, von seinen Rechten Gebrauch machen zu wollen. So lange Herr Kingstein solche Ansprüche nicht machte, so lange schwieg der Baron.

Wir wissen, bei welcher Gelegenheit er genöthigt war, seinem Gouverneur zu zeigen, daß er keine Macht über ihn haben dürfe.

Wir erzählen diese Episode aus der Jugendzeit des Herrn von Metternich mit allen Einzelheiten, weil er sie selbst

mit vielem Vergnügen erzählte, und man begreift um so leichter diese Vorliebe, denn die Art und Weise, wie es ihm gelang, sich zu emancipiren, ließ schon auf den Mann von Geist, auf den künftigen Komödianten schließen.

Zwei Jahre waren seit diesem so merkwürdigen Tage in den Erinnerungen des Premier-Ministers verstrichen; der Vertrag zwischen Wenzeslas und dem Gouverneur war von beiden Seiten getreu beobachtet worden; Herr Kingstein konnte übrigens ruhig sein, da sein Schüler seine Unabhängigkeit mit Klugheit zu benutzen verstand; die Rücksichten des Gouverneurs gingen in dieser Beziehung so weit, daß Herr Kingstein und Wenzeslas sich oft im Theater und den Promenaden begegneten, ohne sich zu grüßen, und man hätte glauben sollen, daß sie sich nicht kennten, daß sie sich niemals gesehen hatten.

Eines Tages war der Gouverneur aus Langeweile in den Münster gegangen; er bemerkte dort den jungen Baron, welcher hin und her ging, und die Wände betrachtete, als ob die Werke der Kunst ihn beschäftigten. Er glaubte, daß es nicht unbescheiden sei, sich ihm hier zu nähern.

„Herr Baron," redete er ihn an, „ich freue mich, Sie hier zu treffen, denn es ist lange her, daß ich nicht das Vergnügen hatte, Sie zu sehen; wie befinden Sie sich?"

„Sehr wohl, Herr Kingstein, sehr wohl."

Und der Baron wandte seine Blicke mit Ungeduld nach der kleinen Kapelle zur heiligen Jungfrau, vor welcher mehre Damen knieten. Der Gouverneur begriff, daß er hier überflüssig war, er errieth, daß sein Schüler eine schöne Betende zu einem galanten Stelldichein erwartete,

und er wollte sich klug zurückziehen, als Wenzeslas ihm ein Zeichen gab, sich nicht zu entfernen.

„Morgen, mein lieber Gouverneur, müssen Sie zu mir kommen,“ sagte er.

Herr Kingstein machte große Augen.

„Gut, Herr Baron, giebt es vielleicht etwas Neues, vielleicht der Herr Graf von Metternich .....“

„Mein Vater ist jetzt in Wien; ich will Sie um eine Gefälligkeit und um einen Rath bitten, ich rechne auf Sie.“

„Sie wissen, ich bin ganz zu Ihrer Disposition.“

„Sie finden mich morgen auf dem Fischmarkte Nr. 47.“

„Was, nicht zu Hause?“

„Nein, aber das ist gleichviel; Sie fragen nach Herrn Friedrich, ich habe zum Scherz diesen Namen angenommen.“

„Mein Gott, vielleicht eine Ehrensache! Wenn dem so wäre, könnte ich Ihnen nicht dienen.“

Wenzeslas fing an zu lachen.

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber, beruhigen Sie sich, wenn ich ein Duell hätte, würde ich nicht Sie als Secundant wählen; ich zweifle nicht an Ihrem Muthe, denn ehe Sie Gouverneur sind, sind sie Franzose ... aber Ihr Beruf ... die Sitte verbietet Ihnen jede Theilnahme an Angelegenheiten solcher Art ...“

„Die galanten Abenteuer, welche Sie jetzt so viel beschäftigen, Herr Baron, setzen Sie vielen Gefahren aus; Sie haben Feinde, eifersüchtige Nebenbuhler, und es wäre nicht zu verwundern, wenn ein gewisser anonymer Correspondent, der mir Ihr Rendezvous auf der Robertsau

angezeigt, nicht ein Mal die Veranlassung zu einem Duell gäbe ...."

„Ich fürchte diesen Nebenbuhler nicht, mein lieber Gouverneur, und er wäre mir nicht gefährlich ..."

„Sie irren sich vielleicht ...."

„Nein, ich kenne ihn wohl, denn ich selbst bin es."

„Was, Sie, Herr Baron, Sie haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, diese Briefe zu schreiben, welche mir so vielen Kummer machten."

„Ich selbst, mein lieber Gouverneur, oder vielmehr ich ließ sie schreiben, was eigentlich dasselbe ist; aber ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Kingstein, Sie haben Geschäfte und ich auch ... auf morgen — Fischmarkt Nr. 47 ... Herr Friedrich ..."

Der Baron entfernte sich, um einer Dame entgegen zu gehen, deren Gesicht ein schwarzer Schleier bedeckte. Herr Kingstein betrachtete sie von der Seite, indem er sich stellte, als ob er ein Gemälde betrachtete, das an einem Pfeiler der Kirche hing. Dann ging er hinaus.

„Das ist nicht die Dame von der Robertsau," sagte er zu sich selbst — und Herr Kingstein irrte sich nicht.

Am folgenden Morgen um 10 Uhr fragte er auf dem Fischmarkte Nr. 47 beim Portier nach Herrn Friedrich; während dieser Zeit gingen neben ihm mehre Personen vorbei, welche sehr eilig die Treppe hinaufstiegen, ohne den Portier erst zu fragen.

Herr Kingstein hatte viel gereis't und viel gesehen; seine Erfahrungen und eine besonders gute Beobachtungsgabe hatten sein Urtheil ausgebildet. Indem er die Personen betrachtete, welche alle ein gleiches Ziel zu haben

schienen, glaubte er in ihren Bewegungen und in ihrer Kleidung eine Gesellschaft zu erkennen, ähnlich derjenigen, welche er in seiner Jugend besucht hatte, als er zum Theater sich vorbereitete.

Aber er konnte sich nicht denken, daß er den Sprößling einer berühmten Familie, den Sohn eines Gesandten der Kaiserin von Oestreich, in Gesellschaft dieser Personen finden würde, welche mit ihren Packeten in der Hand oder unter dem Arm die Treppe hinaufeilten.

Der Portier hatte die Frage des Herrn Kingstein schon längst beantwortet, und dieser stand immer noch unbeweglich vor dessen Loge und beobachtete nachdenkend die Leute, welche bei ihm vorübergingen.

„Mein Herr,“ rief ihm der Portier, ungeduldig über die Unbeweglichkeit des Fragenden, zu, „sind Sie vielleicht taub?“

Diese grobe Anrede weckte Herrn Kingstein aus seiner Träumerei. — „Ich habe Sie wohl verstanden, mein Lieber,“ sagte er, „aber ich bin mitunter zerstreut.“

„Man merkt's,“ antwortete der Portier, „denn seit zehn Minuten wenigstens stehen Sie hier vor meiner Loge . . . . Ich habe Ihnen gesagt, daß Herr Friedrich schon seit einer Stunde oben ist . . . . man wird bald anfangen.“

Herr Kingstein trat einige Schritte zurück, er war wie versteinert bei diesen Worten, welche der Portier ohne besondere Absicht zu ihm gesprochen.

„Man wird bald anfangen, man wird bald anfangen,“ sprach der Gouverneur vor sich hin, „das sieht ja ganz verdächtig aus.“

„Sagen Sie mir doch,“ unterbrach der Portier diese Selbstbetrachtungen, „gehören Sie nicht dazu?“

„Ich? wozu denn?“

„Nun, Sie müssen's am Ende doch wissen; man hat mir gesagt, daß derjenige, welcher den Tyrannen spielt, ein langer, hagerer, schon bejahrter Mann sei — also das sind Sie! — wahrlich es wäre schade, wenn es anders wäre!“

Nun konnte der Gouverneur nicht mehr zweifeln, eine Probe oder eine Vorstellung sollte da oben stattfinden; er dachte noch immer nach über den Entschluß, den er fassen müßte, als der Portier seine Betrachtungen abermals unterbrach.

„Sie scheinen nicht sonderlich gut dazu aufgelegt zu sein,“ sagte er, „wissen Sie vielleicht Ihre Rolle noch nicht?“

„Ach, meine Rolle ist sehr schwer!“

Herr Kingstein begleitete diesen Ausruf mit einem tiefen Seufzer; doch begriff er endlich, daß er sich nicht gut davon zurückziehen könne, ohne sich von Seiten des jungen Barons gerechten Vorwürfen auszusetzen; übrigens, dachte er, wird Wenzeslas nur als Zuschauer dort sein, und es ist doch kein Verbrechen, das Schauspiel zu lieben, selbst wenn es nur ein Liebhaber-Theater ist.

Dieser letzte Gedanke entschied. „Ich bringe des lieben Friedens halber auch dieses neue Opfer,“ sagte er, „und will hinauf gehen.“

Schon war er einige Stufen hinaufgestiegen, als er rufen hörte. „Noch einen Augenblick, mein Herr!“ rief der Portier.

Der Gouverneur drehete sich schnell um.

„Was wünschen Sie? muß ich nicht hinaufgehen? Aber in welcher Etage ist er denn? Ich hoffe nicht, daß Herr Friedrich unterm Dache zu suchen ist . . .“

„Nein, er ist im zweiten Stock; aber da Sie zu Herrn Friedrich wollen, wären Sie so gut, Ihrem Kameraden Etwas mitzunehmen?“

„Meinem Kameraden? Nun, was ist's? Wenn's nicht zu schwer ist!“

„Kein halbes Pfund, es ist nur von Pappe!“

Der Portier reichte bei diesen Worten dem Gouverneur einen griechischen Helm.

„Das ist der Hut,“ sagte er, „den Herr Friedrich zu seiner Rolle als Phi — Phi — Phi — tetes braucht . . . diese Namen sind so schwer zu behalten!“

„Soll wohl Philoktetes sein?“

„Ganz recht, Sie, Sie werden das besser wissen als ich!“

„Ein wenig. Ich wette darauf, daß man das Trauerspiel Oedipus spielt.“

„Oh, Sie Spaßmacher, Sie wissen es, und stellen sich, als ob Sie gar nichts davon wüßten! Na, ich nehme es nicht übel.“

Herr Kingstein stieg, den Helm des Philoktetes in der Hand, in die zweite Etage hinauf, und dort hörte er ein so verworrenes Geschrei von Stimmen, daß er ohne Mühe die Zimmer fand, in denen Herr Friedrich sich aufhielt.

Er stieß eine Thür auf, welche auf einen breiten Corridor führte; hier waren Männer- und Frauenkleider an den Mauern aufgehängt und lagen auf den Stühlen um-

her, ebenso fand man Hüte und Mützen zerstreut umherliegen. Herr Kingstein erkannte bald, daß er sich in der Garderobe befand. Er ging also weiter, und in dem Augenblick, als er in den Saal treten wollte, wo Alles ihm ankündigte, daß eine Generalprobe stattfinden solle, trat ihm eine Dame entgegen, welche ein griechisches Kleid und eine Art von Diadem auf dem Kopfe trug. Sie schien ein wenig verlegen beim Anblick dieser Person, welche sie nicht kannte, und deren ernste Haltung und ehrwürdige Kleidung ihr ohne Zweifel beunruhigende Gedanken einflößte. Aber Herr Kingstein redete sie so höflich an, daß sie sich ein wenig beruhigte.

„Madame," sagte er, „könnten Sie mir sagen, ob Herr Friedrich dort ist?" (Er zeigte auf die Thür des anstoßenden Saales.)

„Ach, unser Philoktetes?"

„Ich wünsche Herrn Friedrich zu sprechen, und nicht Herrn Philoktetes."

Die Dame lachte laut auf.

„Herr Philoktetes und Herr Friedrich, das ist eine und dieselbe Person."

„Ich verstehe . . . Herr Friedrich spielt Philoktetes, und Sie sind ohne Zweifel Madame Jokaste."

„So ist's; aber treten Sie nur ein, Sie bringen ohne Zweifel unserm jungen Philoktetes seinen Helm . . . er ist schon ganz böse, weil er der Einzige unter uns ist, der sein Costüm nicht vollständig hat."

„So empfehle ich mich Ihnen, denn, Madame Jokaste, ich will seinen Zorn besänftigen!"

Herr Kingstein trat ernsthaft in den Saal. Man

hatte soeben die Hauptprobe des zweiten Actes von Voltaire's Oedipus beendigt, uud die Darsteller tauschten unter sich ihre Bemerkungen über ihre Rollen aus.

Plötzlich aber, beim Anblick des Herrn Kingstein, welcher ganz feierlich hereintrat, hörte das Gespräch auf; Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Er ging gerade auf Wenzeslas zu, welcher einsam und nachdenkend in einiger Entfernung auf einem Lehnstuhl saß und seinen Gouverneur nicht bemerkte. Dieser näherte sich seinem Schüler, den Helm in der Hand, und redete ihn mit den Worten aus der ersten Scene des Oedipus an:

„Philoktetes, Du bist's? welch' schreckliches Geschick
Läßt hier den Tod Dich suchen, wo nur das Unglück weilt;
Willst Du dem Zorn der Götter trotzen?
Kein Sterblicher wagt's je, den Fuß hierher zu setzen."

„Ja, ich bin's," antwortete Wenzeslas ganz ruhig, aber Sie und mein Helm kommen sehr spät; ich mußte einen der wichtigsten Monologe ohne Helm declamiren, und das ist sehr störend. Sie kennen das Theater, Herr Kingstein, und wissen, daß die letzte Probe in vollständigem Costüm gehalten werden muß. Aber sagen Sie, wie steht mir der griechische Helm?"

Er trat vor einen Spiegel und setzte sich den Helm auf.

„Sehr schön, auf Ehre," sagte Herr Kingstein, „aber, Herr Baron," fuhr er fort, „haben Sie mich deshalb hieher kommen lassen? In der That, Sie compromittiren sich und mich, dieser Ort ist nicht passend für Sie."

„Was sagen Sie dazu, Herr Floridor?

. . . . . für's Unglück nur ist dieser Ort bestimmt.
Geh' und überlasse mich dem traurigen Geschick,
Und sage mir, ob der unsterbliche Zorn der Götter,
Indem er das Volk vernichtet, die Königin verschont."

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron, der Zorn der Götter hat die Königin verschont; sie befindet sich sehr wohl, denn als ich hier eintrat, begegnete ich Madame Jokaste."

Diese Antwort des Herrn Kingstein erregte die Heiterkeit des jungen Mannes.

„Ich bin entzückt zu hören, daß sich die Königin wohl befindet; aber wahrlich, mein lieber Gouverneur, ich wußte nicht, daß Sie so spaßhaft sind."

„Aber sprechen wir jetzt ernsthaft, Herr Baron; Sie sind hier nicht an Ihrem Platze, ich wiederhole es Ihnen, und ich bin genöthigt, mich zurückzuziehen, um nicht Zeuge von dem zu sein, was mich betrübt."

„Wieder Gewissensbisse, Herr Floridor, ich glaubte Sie davon geheilt, und ich habe Sie ersucht, hieher zu kommen, mir Rath zu ertheilen . . . Sie kennen das Theater, Sie haben Lekaire und andere große Schauspieler gesehen — werden Sie mir nicht einen guten Rath geben wollen?"

„Aber, Herr Baron, bedenken Sie, wenn Ihr Herr Vater es erfährt, wenn er wüßte, daß Sie Komödie spielen . . . . dieser Gedanke schon macht mich zittern!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Vater in Wien ist. Und ist es denn ein Unrecht, Komödie zu spielen? Ist es nicht eine sehr angenehme Erholung? Und spielt man nicht Komödie an allen Höfen, in Versailles und in Petersburg?"

„Wenn auch, aber sind Sie von Ihrem Herrn Vater nach Straßburg geschickt, um sich wie ein griechischer Held zu kleiden, einen Helm von Pappe aufzusetzen, und in Gesellschaft von Näherinnen, Schreibern und Ladendienern zu sein? Er hat Ihnen nicht einen Gouverneur gegeben, um Sie in eine solche Gesellschaft zu begleiten, und ich wiederhole Ihnen, mit den Worten des Freundes des Philoktetes:

„Was konnte aus des Ruhmes Mitte Dich reißen?
Was Dich führen an diesen Ort, der Dir nicht ziemet?"

Der Baron von Metternich drapirte sich so schön als möglich mit seinem Mantel.

„Du fragst mich," rief er aus, „was ich hier thue?"

„Meinen Kummer und meine Thränen will ich künden,
Höre mein Unglück und das Unglück der Welt!
Nicht mehr werden meine Augen schaun den würd'gen Göttersohn,
Diese Stütze der Menschen, unbesiegbar wie sie!
Der Verfolgte hat den Beschützer verloren:
Ich beweine einen Freund, die Welt einen Vater."

Der Baron hielt inne:

„Nun, wie finden Sie, daß ich diese Verse declamire? Theilen Sie mir Ihre Bemerkungen darüber mit, denn dazu sind Sie hier, nur dazu!"

„Wahrlich, Sie machen Ihre Sache ganz gut, und ich habe in meiner Jugendzeit Philoktete gesehen, die es nicht so gut machten."

„Das ist Alles, was ich wissen wollte, mein lieber Gouverneur! Ihr Lob genügt mir, und wenn man mich morgen auspfeift, was leicht der Fall sein kann, so werde ich mich trösten und denken, daß Sie mir Beifall zollten.

Ich will Sie nun nicht länger aufhalten; wenn Sie bei der Vorstellung gegenwärtig sein wollen, steht Ihnen ein Billet zu Diensten."

Der Gouverneur dankte dem Baron für seinen Vorschlag, versprach ihm zu kommen, um ihn vor den Lampen zu sehen, wie es in der Bühnensprache heißt, und ging fort, ohne die Versammlung weiter zu beachten, welche übrigens von dieser Unterhaltung nichts gehört hatte.

Die Vorstellung fand wirklich am andern Tage Statt, aber Herr Kingstein war nicht gegenwärtig.

Sechstes Kapitel.

Verschiedene Erfolge des jungen Metternich in Straßburg, — Zeichner, Kupferstecher und Musikus. — Der deutsche Jünger mit dem rosenrothen Teint und den blonden Haaren. — Puder und Zopf nach griechischer Manier. — Das Pamphlet. — Der Doctor Kingstenius, Mitglied von 140 Akademien. — Verzweiflung des Gouverneurs. — Symptome der französischen Revolution. — Politische Zustände in Straßburg. — Die Bürger und die Offiziere der Garnison. — Verbindungen Metternich's mit den Straßburger Patrioten. — Die Clubs. — Die Absicht nach Paris zu reisen. — Die beiden Mitschuldigen. — Der Straßburger Postwagen. — Ein unvorsichtiger Ausruf. — Die Kanone in der Tasche und die Citadelle im Felleisen. — Der Brigadier von Roussillon. — Entdeckung.

In allen Kreisen Straßburgs sprach man nur von den außerordentlichen Talenten und den glänzenden Eigenschaften des jungen Barons von Metternich; was ihn noch besonders auszeichnete vor allen jungen deutschen Edelleuten, welche in dieser Zeit die Straßburger Universität besuchten, ist, daß er sich nicht so stolz und aristokratisch benahm, wie viele andere, die glaubten Frankreich Ehre anzuthun, weil sie eine französische Universität besuchten.

Der junge Wenzeslas war erst siebzehn Jahre alt, aber wenn er ernsthaft sein wollte, das heißt, wenn er seine Jugend und seine galanten Rendez-vous, ganz beson-

ders die Vorstellungen auf dem Liebhaber-Theater, die er leidenschaftlich liebte, vergessen wollte, setzte er alle Offiziere und Professoren durch sein bestimmtes und sicheres Urtheil in Erstaunen. Er war mit den besten Werken der Literatur und Geschichte, der Staatsökonomie, sogar der Kriegskunst bekannt, und konnte sich über alle diese Gegenstände sehr gut unterhalten. Fast keine Wissenschaft war ihm ganz fremd.

Die Künstler waren nicht weniger über seine Talente erstaunt; er zeichnete und gravirte Kupferplatten mit außerordentlichem Geschick; in der Musik zeichnete er sich nicht minder aus, denn er spielte die Violine so gut, daß er sehr gut einen Platz im Orchester einnehmen konnte. Auch ersetzte er mehre Male im Straßburger Theater den ersten Violinisten, als dieser krank war, und der Kapellmeister war mit diesem Tausch sehr gern zufrieden.

Auf Privat- und öffentlichen Bällen, die Wenzeslas besuchte, bewunderte man die Anmuth und Kunst des deutschen Barons. Die Frauen verliebten sich in seine frische Gesichtsfarbe und in sein blondes Haar, das bisher — weil er einen guten Geschmack hatte — von allem Puder verschont geblieben war. Darum ward Wenzeslas für einen originellen Menschen gehalten, und die sächsischen und preußischen Studenten beschuldigten ihn, sein Vaterland nicht zu lieben, weil er Zopf und Puder für lächerlich hielt.

Ein Mal sogar war der junge Baron von Metternich wegen seiner Antipathie gegen Zopf und Puder ernsten Gefahren und Duellen ausgesetzt. Im Anfange spottete er über alle Anschuldigungen; der Beleidigung, der Verläumdung und Satyre setzte er Spott und Verachtung ent-

gegen; er antwortete zuweilen in Epigrammen, welche sich in die besseren Kreise der Stadt verbreiteten, und so gewann er die Lacher für sich. Diese Epigramme waren mitunter in deutscher, mitunter in französischer Sprache abgefaßt, und einige waren sogar sehr gut.

Aber der junge Baron wollte gegen Zopf und Puder gerade da einen ernsten Streich führen, wo eine ganz besondere Vorliebe diese deutsche Mode beschützte: er wollte das deutsche Theater von dieser Mode befreien.

Gegen Ende des Monats März im Jahre 1788 erschien in Cöln ein kleines Buch in französischer Sprache, das den Titel führte: „Abhandlung über den Nutzen und die Vorzüge des Zopfes und des Puders, betrachtet von Seiten der Politik, der Philosophie, der Gesundheit, der Oekonomie und Philantropie, herausgegeben von Dr. Kingstenius, Mitglied von hundert und vierzig Akademien und gelehrten Gesellschaften in Deutschland.“

Der Verfasser dieses Pamphlets, in welchem die Schreibweise des berühmten Johann Meibomius, welcher am Hofe der Königin Christine eine so lächerliche Rolle spielte, auf eine höchst geistreiche Weise nachgeahmt wurde, war der junge Baron; aber er hatte es für zweckmäßig erachtet, statt seines Namens den seines Gouverneurs mit einer lateinischen Endung davorzusetzen. Das Erscheinen dieses kleinen Buches, welches einen außerordentlichen Erfolg erhielt, und von dem in kurzer Zeit zwanzig Nachdrücke und Uebersetzungen erschienen, war das Signal der Revolution, welche einige Jahre später Zopf und Puder aus der Mode brachte; in Straßburg besonders war der Kampf sehr heftig, denn die Feinde des jungen Metternich schlossen aus

der Gelehrsamkeit, welche aus den verschiedenen Citationen dieser kleinen Schrift hervorleuchtete, daß sie entweder vom Baron selbst geschrieben, oder durch diesen seinem Gouverneur eingegeben sei.

Dieser gute Mann wies vergebens die Vaterschaft des kleinen Buches zurück; vergeblich behauptete er, daß er sich nicht Kingstenius nenne und nicht Doctor sei; vergebens zeigte er seinen Anklägern seinen gepuderten Kopf und seinen ansehnlichen Zopf: überall zeigte man mit Fingern auf ihn, überall wurde er als Verfasser des verhaßten Pamphlets der öffentlichen Rache Preis gestellt, und die Anhänger des Zopfes und Puders behaupteten nichts weniger, als daß er Moral und Religion und alle gesellschaftlichen Bande untergrabe.

Obgleich Herr Kingstein ein Philosoph war, betrübte es ihn doch sehr, sich solchen Angriffen Preis gegeben zu sehen; und sein Schmerz ging bald in Verzweiflung über, denn im Caffeehause, im Theater, überall, wo er erschien, hörte er, wie die Leute sich einander zuriefen: dies ist der Pamphletist, das ist der schändliche Kingstenius!

Man wird dies leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß damals noch die Offiziere der Garnison und die meisten Bürger der Stadt dem Puder und dem Zopf treu geblieben waren, wodurch sich auch die wahrhaft unangenehme Lage des jungen Gouverneurs erklären läßt.

Der Baron blieb bei dem Kummer und den Leiden seines Gouverneurs nicht gleichgültig; wenn er ihm selbst eingestanden hätte, daß er der Verfasser des Buches sei, würde er ihm dadurch die Ruhe nicht haben wiedergeben können. Er suchte ihn zu trösten, indem er ihm sagte,

daß diese Anfeindungen bald vorübergehen würden, daß die Zeit nahe wäre, in der der gute Geschmack den Sieg davontragen müsse, daß übrigens die Studienzeit seines Schülers bald beendet, und er dann außerhalb Straßburgs ruhig und glücklich leben und die ihm zugesicherte Pension in Frieden verzehren würde.

Aber diese Zukunft schien Herrn Kingstein noch sehr fern zu liegen; er wäre überdies lieber gestorben, als daß er den Gewohnheiten seines Lebens, dem Caffeehause und dem Theater entsagt hätte, und er hatte kein Mittel, dem allgemeinen Hasse zu trotzen, dessen Gegenstand er war.

Der Baron war sehr in Verlegenheit; er fürchtete, daß sein Gouverneur durch die Verzweiflung veranlaßt werden könnte, sein Amt niederzulegen, was vielleicht den Grafen von Metternich bestimmt hätte, seinen Sohn zurückzurufen. Und der junge Baron wäre aus mehr als einem Grunde gern in Straßburg geblieben, denn trotz aller Kämpfe gegen Puder und Zopf liebte er diese Stadt, weil er hier glücklich war.

Eines Abends, als der Gouverneur in seinem Zimmer war und sich seinen traurigen Gedanken überließ, trat der Baron ein.

„Nun, mein lieber Kingstein," begann er, indem er sich neben ihn ans Feuer setzte, „was machen Sie hier?"

„Sie sehen es, Herr Baron! Ich bin zur Einsamkeit verurtheilt, um der Wuth meiner Feinde zu entgehen — bis wir diese verdammte Stadt verlassen."

„Verdammte Stadt? — Sie sind wohl auf die Stadt und ihre Bewohner ernstlich böse?"

„Ich habe Ursache genug dazu!"

„Sie wären also sehr glücklich, wenn Sie den Straßburgern Lebewohl sagen könnten?“

Herr Kingstein hob den Kopf empor und sah den Baron gerade ins Angesicht.

„Das wäre,“ sagte er, „der schönste Tag meines Lebens!“

„Oh, mein Theurer, Sie vergessen den Tag, an dem man Ihnen Kränze zuwarf . . . im Theater zu Carpentras!“

„Es ist wahr, das war auch ein sehr schöner Tag für mich.“

„Es giebt aber nur ein Mittel für Sie, aus Straßburg fortzukommen — wenn Sie nämlich Ihre Stelle niederlegen.“

Der Gouverneur war bei diesem Vorschlage erstaunt und zugleich bestürzt.

„Ich sollte meine Stelle aufgeben! — aber ich kann nicht von meinen Zinsen leben, Herr Baron, das wissen Sie wohl, und in meinem Alter findet man nicht leicht eine andere Stelle!“

„Das ist wahr, aber wenn Sie Ihren Gehalt fortbeziehen, wenn ich Ihnen eine bescheidene aber anständige Existenz zusichere . . . .“

„Ach, Herr Baron, Sie sind zu gütig, zu großmüthig . . . . ich befürchte nur, daß Sie durch dieses Opfer in Verlegenheit kommen würden.“

— „Was wissen Sie davon, Herr Kingstein? Ich habe es wohl überlegt, ehe ich Ihnen diesen Vorschlag gemacht. Aber ich habe Sie hier so unglücklich gesehen, vielleicht durch meine Schuld, daß ich darauf denken mußte, wie Ihnen zu helfen wäre.“

Herr Kingstein stand auf und nahm eine theatralische Stellung an.

„Nein, Herr Baron," sagte er, „ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten nicht an, ich werde meine Stelle nicht niederlegen, ich bleibe bei Ihnen. Wie könnte ich mich von einem jungen Manne trennen, der mich mit einer so außerordentlichen Theilnahme beehrt. Ich bleibe auf meinem Posten, bis die Nothwendigkeit mich zwingen wird, ihn aufzugeben. Ich vergesse den Verdruß und die Unannehmlichkeiten, welche man mir bisher zufügte, ich trotze der Wuth meiner Feinde. Von morgen an gehe ich wieder ins Theater und ins Caffeehaus. Verzeihen Sie mir, Herr Baron, einen Augenblick der Schwäche."

Der junge Mann war gerührt. Er reichte Herrn Kingstein die Hand.

„Schlagen Sie ein, Herr Kingstein," sagte er, „bisher glaubte ich nur einen Gouverneur zu haben, jetzt erkenne ich es, daß ich in Ihnen einen wahrhaften Freund besitze."

Der Baron hatte nun nicht mehr zu fürchten, daß seine Eltern ihn zurückrufen würden, wenn Herr Kingstein seine Stelle niederlegte; vielmehr durfte er jetzt hoffen, daß sein Vater ihn noch zwei Jahre, ohne durch einen Gouverneur beaufsichtigt zu werden, in Straßburg lassen würde, und in dieser Zeit dachte er seine Studien zu vollenden.

Aber nicht nur seiner Vergnügungen halber wollte der junge Baron von Metternich in Frankreich bleiben; die ernsten Ereignisse, welche statthatten, beschäftigten seinen Geist, und er wollte ihnen nahe bleiben.

Er erkannte die Symptome einer großen Revolution,

er hörte aus der Ferne den Sturm rauschen, welcher den Thron Heinrich des Vierten und Ludwig des Vierzehnten umstürzte, und weit entfernt, dem Beispiele vieler jungen Edelleute aus Deutschland, seiner Mitschüler, zu folgen, welche eiligst Straßburg verließen, gefiel es ihm in Mitten dieser politischen Aufregung, welche auf einen fürchterlichen Kampf schließen ließ.

Straßburg war bei dieser Bewegung, welche Frankreich von so vielen Mißbräuchen reinigte, nicht hintenan geblieben. Die Bürger waren für die Revolution, aber die Offiziere der Garnison gehörten zum größten Theile dem Adel an, und waren also dagegen. Selbst vor der Versammlung der Notabeln hatte die Einigkeit zwischen den Bürgern und Offizieren bereits aufgehört: es waren zwei feindliche Lager, die sich beobachteten, ehe sie handgemein wurden.

Sonderbarer Umstand! Damals bekannte sich der junge Baron zu sehr freisinnigen Grundsätzen; er klatschte Beifall allen revolutionären Reden und patiotischen Manifestationen; er war befreundet mit den jungen Rednern der politischen Clubs, in welchen die wichtigsten Fragen der Gegenwart abgehandelt wurden, und sprach die eifrigste Theilnahme für den Sieg der Ideen aus, deren heftigster Gegner er später geworden.

Aller Blicke waren damals auf die Hauptstadt Frankreichs gerichtet. Bisher hatte der junge Baron, der Paris nur dem Namen nach kannte, keine Lust gehabt, diese Hauptstadt aller Bildung kennen zu lernen. Er war kalt geblieben bei den Erzählungen der Reisenden, und die

Beschreibung der Wunder dieser Weltstadt hatte kaum seine Neugierde erregt.

Aber seit einiger Zeit war eine große Veränderung in seinem Geiste vorgegangen: er sprach unaufhörlich von Paris, er ward ungeduldig, es kennen zu lernen, und bat seinen Vater, ihm zu erlauben, auf vierzehn Tage dorthin zu reisen, und wies dabei auf die Erfahrung seines Gouverneurs hin, der ihn begleiten sollte.

Der Graf von Metternich antwortete seinem Sohne, daß für eine solche Bitte die Zeit sehr schlecht gewählt sei, daß in Mitten dieser Stadt, welche stets durch blutige Emeuten bewegt sei, ein junger Mann, der seine Neugierde befriedigen wolle, zu vielen Gefahren ausgesetzt sei; und zugleich deutete er seinem Sohne an, daß die Zeit, in der er in das elterliche Haus zurückkehren solle, nicht mehr fern sei.

Wenzeslas betrübte sich sehr über diese abschlägliche Antwort, deren Ursache er darin zu finden glaubte, daß sein Vater unwahre Mittheilungen über Frankreich erhalten, und, weil er überdies gegen die Ereignisse eingenommen war, dieselben viel gefährlicher halte, als sie es in der That wären. Er zeigte eines Tages einem seiner Freunde, einem jungen Edelmann aus Würtemberg, der seine politischen Gesinnungen ebenso wie seine Vergnügungen theilte, den letzten Brief, den ihm sein Vater geschrieben hatte, und in welchem dieser es sehr tadelte, daß Wenzeslas seine Bitte, ihm die Erlaubniß zur Reise nach Paris zu ertheilen, so oft wiederholte.

Der Würtembergische Edelmann lächelte, indem er diesen Brief las, der seinen Freund so betrübt hatte.

„Alle Väter, mein Freund,“ sagte er zum Baron, „gleichen dem Ihrigen; sie wollen es so viel als möglich verhindern, daß ihre Kinder früher selbstständig werden, als sie es erlauben; mein Vater will auch nicht, daß ich nach Paris reise.“

„Und wahrscheinlich hat er dieselben Gründe für seine Weigerung.“

„Sagen Sie lieber denselben Vorwand. Aber ich will Paris sehen, ehe die Revolution diese schöne Stadt vielleicht ganz in Trümmer verwandelt. Ich glaube, man darf nicht zögern, denn wenn die Pariser erst daran gehen, dauert es nicht lange.“

„Sie haben aber auch eine schlechte Meinung von den Parisern, mein theurer Landorf.“

„Ich täusche mich nicht; nun aber, weil mein Vater mir die Erlaubniß nicht geben will . . . .“

„So nehmen Sie sich dieselbe.“

„Sie haben's errathen! Und Sie, Metternich, werden Sie mich allein reisen lassen?“

Der Baron war schon ganz geneigt, den Vorschlag seines Freundes anzunehmen.

„Ich sollte Sie allein reisen lassen? Wo denken Sie hin, mein Lieber! Wenn Sie sich den Gefahren einer solchen Reise aussetzen, so muß ich sie theilen, die Pflicht der Freundschaft gebietet es mir. Morgen, diesen Abend noch, wann Sie wollen, reisen wir ab.“

„Das ist wahre Freundschaft, oder ich müßte es nicht verstehen.“

Herr von Landorf war dem jungen Baron ein sehr angenehmer Reisegesellschafter; aber nachdem er so eilig

diesen Entschluß gefaßt hatte, empfand er doch einige Unruhe.

„Wenn wir unsere große Reise antreten," sagte er, „müssen unsere Eltern es vorher wissen, denn, wenn's ihnen einfiele, morgen oder übermorgen nach Straßburg zu kommen, was würden sie von unserer Flucht denken? Sie müssen wissen, wohin wir gegangen sind, wir müssen es ihnen heute noch schreiben."

„Nein, mein Lieber, das wollen wir wohl bleiben lassen; denn sie wären im Stande, die Pariser Polizei auf uns aufmerksam zu machen, und diese würde uns in unsern Beobachtungen sehr hinderlich sein."

„Daran freilich hatte ich nicht gedacht; übrigens, wenn unsere Väter uns nicht finden, so finden sie doch unsere Gouverneure."

Der junge Landorf, welcher Herrn Kingstein kannte, fing an zu lachen.

„Das bezweifle ich fast," sagte er; „Ihr Vater müßte denn ins Caffeehaus oder ins Theater gehen, den Gouverneur seines Sohnes zu suchen."

„Also auf Morgen! Aber Verschwiegenheit sei unsere erste Pflicht, Niemand darf von unserm Vorhaben etwas ahnen, auch unsere Gouverneure nicht!"

„Auch nicht unsere Geliebten!"

Der Baron beachtete diese Anspielung seines Freundes weiter nicht, und beide Freunde gingen nach dem Post-Büreau, um ihre Plätze zu nehmen, denn am andern Morgen um sechs Uhr sollte die Post abgehen; sie hüteten sich aber wohl, ihre wahren Namen zu nennen.

Die Vorbereitungen, welche eine so schleunige und heimliche Abreise erfordert, waren bald getroffen.

Beide waren verschwiegen; sie sprachen von ihrem Entschlusse mit Niemand, auch mit Denen nicht, welche ihnen sehr nahe standen, wobei Herr von Metternich außerordentliche Festigkeit zeigte, denn er wußte wohl, daß seine Abreise viele Thränen veranlassen würde. Aber er hatte einmal sein Wort gegeben, und in diesem Augenblicke galt ihm Paris mehr als alles Andere.

Am andern Morgen um sechs Uhr stand ein großer, plump gebauter Postwagen auf dem Straßburger Posthofe. Unsere beiden Reisenden waren vergnügt wie Schüler, die so eben die Schule verlassen haben; aber sie beobachteten ein tiefes Schweigen, denn sie fürchteten, sich durch den Ausdruck der Freude, welche sie empfanden, zu verrathen, und sie begnügten sich daher, sich durch Winke einander verständlich zu machen, denn der Wagen hatte Straßburg noch nicht verlassen. Besonders hüteten sie sich wohl, sich am Wagenschlage zu zeigen, denn je mehr sie sich den Wällen näherten, je mehr fürchteten sie, einen Bekannten zu treffen, weil die Offiziere der Garnison sich dort gewöhnlich versammelten, und so hätte es leicht kommen können, daß schon am Abend die ganze Stadt ihr Geheimniß erfahren hätte.

Ein Augenblick der Angst war es für die beiden jungen Reisenden, als der Wagen bei der Zugbrücke langsamer fuhr und plötzlich anhielt. Ein Offizier stellte sich an den Wagenschlag, und forderte die Reisenden auf auszusteigen, da er den Wagen untersuchen müsse.

Dieser Befehl wirkte wie ein Blitzschlag auf Herrn von Landorf und seinen Freund.

„Wir sind verloren," rief Ersterer, und sah seinen Gefährten traurig an. Der junge Baron von Metternich suchte ihn durch Zeichen zu beruhigen und empfahl ihm Klugheit.

Aber sie waren nicht allein im Wagen, und die Worte: „wir sind verloren" waren den übrigen Reisenden sehr unangenehm aufgefallen. Man hielt sie nun schon für Verbrecher, die Ursache hatten, sich zu verbergen, um einer strengen Strafe zu entgehen.

Der Baron von Metternich bemerkte zuerst, wie sehr der Ausruf seines Reisegefährten die Anwesenden erschreckt hatte; aber er hatte auch bemerkt, daß unter den Reisenden ein junger Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, dessen ganze Haltung militärisch war, bei dem Ausrufe des Herrn von Landorf nur gelächelt hatte; er schien gegen die beiden jungen Freunde viel Wohlwollen zu hegen.

Indessen verließen die Reisenden einer nach dem andern den Wagen, damit der Offizier und die Soldaten ihre Untersuchung beginnen konnten.

Diese Durchsuchung, welche dem Baron von Metternich und seinem Freunde einen so großen Schreck verursacht hatte, war damals von der Militärbehörde angeordnet worden, um der öffentlichen Meinung zu genügen, weil man damals das Gerücht verbreitet hatte, daß das Arsenal zu Straßburg die Feinde der Freiheit und des Volkes mit Waffen versehe. Dies trug sich zu im Jahre 1789, in der ersten Hälfte des Monats Juli.

Man fand im Straßburger Postwagen keine Waffen; nachdem sich die Soldaten dessen versichert hatten, durften die Reisenden wieder einsteigen, und die beiden Freunde waren vollkommen beruhigt, als sie den Zweck der Durchsuchung erfahren hatten.

Aber Alles war für sie noch nicht beendet; sie mußten den Eindruck der Worte, welche Herr von Landorf so unvorsichtig gesprochen hatte, zu verwischen suchen, denn es konnte ihnen nicht gleichgültig sein, vier Tage lang in einer Gesellschaft zu sein, die sie wegen schlechter Handlungen in Verdacht haben konnte.

Der junge Metternich übernahm es, sie vor der Reisegesellschaft zu rechtfertigen. Kaum war der Wagen zehn Minuten lang auf dem Wege nach Paris fortgerollt, als der Baron sich mit folgenden Worten an seinen Freund wandte.

„Jetzt, mein Freund, da wir keinen Besuch mehr zu fürchten haben, und ungehindert uns aussprechen können, jetzt werden Sie gewiß diesen Herren und Damen, mit welchen wir die Ehre haben, in Gesellschaft zu reisen, die nöthige Aufklärung über die Worte geben, welche Sie vorhin sprachen. Als Freund und als Reisegefährte möchte ich wissen, weshalb Sie erklärten, daß wir verloren wären.“

Herr von Landorf war ganz erstaunt über diese Anrede; er erröthete und stotterte einige Worte, welche seine Verlegenheit verriethen.

„Antworten Sie doch, ich bitte Sie darum,“ fuhr der Baron fort; „haben Sie vielleicht eine Kanone aus dem Straßburger Arsenal in ihrer Tasche!“

Die Reisenden kamen von ihren bösen Gedanken bald zurück; die Haltung des Würtembergischen Edelmannes, der die Worte seines Freundes sehr ernsthaft zu nehmen schien, trug viel bei, allgemeine Heiterkeit zu verbreiten. Man sah ein, daß man sich hinsichtlich der beiden jungen Leute geirrt hatte; der Verdacht, zu welchem der Ausruf des Herrn von Landorf Veranlassung gegeben, verschwand, und der Reisende, welcher schon anfänglich augenscheinlich ihn nicht getheilt hatte, richtete zuerst die Rede an Herrn von Metternich.

„Und Sie, mein Herr," sagte er lächelnd zu ihm, „Sie klagen Ihren Freund an, haben Sie sich nicht ein noch größeres Unrecht vorzuwerfen! Wenn Ihr Freund eine Kanone mitgenommen, haben Sie nicht die ganze Citadelle in Ihrer Tasche?"

Dieser Scherz wurde mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen; der Baron von Metternich blieb aber ganz ernsthaft.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte er, „für die gute Meinung, welche Sie von mir haben, aber ich versichere Sie, daß die Citadelle von Straßburg noch immer an ihrem Platze ist; als Deutscher aber muß ich, um aufrichtig zu sein, Ihnen sagen, daß ich, wenn ich meinem Vaterlande ein so schönes Geschenk machen könnte, nicht nach Paris, sondern nach Wien reisen würde, wo dieses Meisterwerk des unsterblichen Vauban an seinem Platze wäre."

Diese scherzhafte Unterhaltung mußte die Reisegesellschaft für die zwei jungen Leute noch günstiger stimmen; aber der Baron von Metternich war damit

nicht zufrieden, er wollte eine vollständige Satisfaction erlangen.

„Genug des Scherzes, meine Herren und Damen," sagte er, indem er sich an die Reisegesellschaft wandte; „erlauben Sie mir, Ihnen in allem Ernste das Verbrechen mitzutheilen, das mein Freund und ich begangen haben, oder eigentlich jetzt im Begriff sind zu begehen."

Er hielt einen Augenblick inne, um zu beobachten, welchen Eindruck dieses Vorwort auf die Zuhörer machen würde. — Das Lachen hatte aufgehört.

„Ja," fuhr er fort, „wir sind strafbar, und Sie haben das unwillkürliche Geständniß unserer Schuld in den Worten meines Freundes vernommen, indem er ausrief: wir sind verloren. — Ja, wir glaubten uns verloren, da der Wagen angehalten wurde, gerade wo er die Wälle der Stadt passirte. Wir sind nämlich zwei Studenten an der Straßburger Universität. Seit langer Zeit wünschen wir Paris zu sehen . . . dieser Wunsch ist sehr natürlich, sehr gerecht, wenn man nur Berlin, Wien oder Stuttgart kennt. Bisher waren wir unschuldig, aber der Geist der Neugierde, dieser böse Geist, der die Nachkommenschaft Adams und Evas stets in Versuchung führt, hat uns keinen Augenblick in Ruhe gelassen. Unsere Eltern wollten uns nicht gestatten, nach Paris zu gehen, sie sagten uns, daß es eine Stadt sei, nicht besser als Berlin, Wien oder Stuttgart . . . . und wir wollen sehen, ob unsere Eltern Recht haben und uns die Wahrheit sagten."

„Parbleu, sie haben gelogen!" rief ein alter Soldat aus dem Regimente Royal-Roussillon kräftig dazwischen.

„Sie haben sich nur geirrt,“ entgegnete der junge Baron, und gab durch diese Bemerkung seinem ungestümen Reisegefährten eine Höflichkeitslehre; „wir denken es wenigstens. Uebrigens waren wir der Meinung, daß Paris niemals so schön sei als jetzt, und wir stiegen in den Wagen mit unserer Neugierde und mit dem nöthigen Gelde — aber ohne die Einwilligung unserer Eltern.... unter dem Eindruck der Unruhe, welche die uns mangelnde Erlaubniß hervorgebracht, hat mein Freund uns verrathen .... als der Wagen anhielt, daß man uns entdeckt, angezeigt hätte... er glaubte sich schon nach Stuttgart, ins Gefängniß gebracht ... was weiß ich ... denn mein junger Freund hat eine lebhafte Einbildung, und er rief aus: wir sind verloren!“

„Ihr Freund ist dumm!“ rief der alte Soldat wieder dazwischen.

Der Würtembergische Edelmann machte bei dieser Aeußerung eine sehr höfliche Verbeugung.

„Sie kennen jetzt,“ fuhr der Baron fort, „unsere Geschichte; ich bin aufrichtig gewesen, und wir rechnen auf Ihre Verschwiegenheit; wir hoffen, wir haben das Recht zu hoffen, daß Sie unser Vertrauen nicht täuschen werden, und daß uns Ihr Schutz nicht fehlen werde, wenn wir ihn bedürfen sollten.“

„Fürchtet Euch nicht Kinder,“ rief der alte Soldat dazwischen, „meine alte Klinge steht zu Euren Diensten.“

„Danke, danke, aber wir wollen hoffen, daß es nicht nöthig sein wird! ... Noch ein Wort, meine Herren und Damen! Sie müssen auch Ihre Nachbarn kennen, die ihr Verbrechen gebeichtet haben ..... Mein Freund

istder Graf von Landorf, Sohn des Kammerherrn des Kurfürsten von Würtemberg, und ich bin, ich bin . . ."

„Der Herr Baron Wenzeslas von Metternich, Sohn des Herrn Grafen von Metternich, kaiserlicher Minister im Haag."

Der Reisende, welcher dem Baron nicht Zeit gelassen hatte, seinen Namen und seine Eigenschaften mitzutheilen, war der junge Offizier, in Civil gekleidet, dessen Wohlwollen der junge Baron bemerkt hatte, als die andern Reisenden ihn schon in ihrem Sinne verurtheilt hatten, weil sie ihn nicht kannten.

Siebentes Kapitel.

Ein provisorischer Baron. — Ein politisches Glaubensbekenntniß. — Versöhnung der beiden Feinde. — Der Musikliebhaber. — Ankunft in Paris. Sie steigen aus der Postkutsche. — Der Gasthof zum Kaiser. — Das Palais-Royal im Jahre 1789. — Das Frühstück. — Die Bastille. — Ein Toast verweigert. — Die Kanonenschläge. — Der Lieutenant vom Geniecorps. — Rouget de l'Isle. — Rathschläge. — Schrecken und Bedauern. — Gezwungen zum Kampfe. — Eine Anleihe. — Die Amazone der Halle. — Die beiden Pistolen. — Der Kirchthurm von St. Pauli. — Die Verwundeten. — Die beiden Sieger der Bastille. — Heldenmuth und Jugend. — Rückkehr in den Gasthof zum Kaiser. —

Der Baron, der vor Allem ein Mann von Geist war, mußte diese voreilige Mittheilung ganz passend finden, und konnte das bisherige Stillschweigen des Offiziers nicht anders als sehr lobend anerkennen.

— „Ja, mein Herr," sagte er zu diesem Reisenden, „ich bin Wenzeslas von Metternich, vorläufig noch Baron, denn bald vielleicht giebt es keinen Baron, keinen Grafen, Marquis u. s. w. mehr in Europa.... Frankreich ist auf dem besten Wege, uns von allen diesen Titeln zu befreien, so wie von allen diesen Auszeichnungen, und dem Himmel sei Dank, die Zeit ist nicht mehr fern, in der

alle Menschen gleich und Brüder sein werden.... Unterdeß, meine Herren und Damen, bittet Sie der Baron von Metternich, der noch nicht das Recht hat, sich Bürger zu nennen, Alles, was er sich erlaubte Ihnen mitzutheilen, als ein Geheimniß zu bewahren."

Die ganze Reisegesellschaft klatschte Beifall diesem politischen Glaubensbekenntnisse des jungen deutschen Barons, und jeder Einzelne von ihnen gab ihm die Versicherung, daß er sein Geheimniß bewahren werde.

So hatte denn Herr von Metternich seine Ehre und die seines Gefährten wieder hergestellt, obgleich man wußte, daß sie zwei junge Soldaten waren, die sich der väterlichen Autorität durch die Flucht entzogen hatten. Er war nun auch auf dem ganzen Wege vergnügt und heiter; er unterhielt die ganze Gesellschaft durch seine Erzählungen, die sich auf alle nur denkbaren Gegenstände erstreckten und allerlei Scherze und Anekdoten zu Tage förderten.

Aber er hatte eine Schuld zu bezahlen; er mußte dem großmüthigen Unbekannten, der ihm aus dieser Verlegenheit geholfen, zeigen, daß er dafür dankbar war. Zwanzig Male versuchte er es, durch geschickte Fragen Etwas über ihn zu erfahren; aber dieser blieb kalt, einsilbig und hüllte sich in ein tiefes Schweigen, ohne die Pflichten der Höflichkeit im Geringsten zu verletzen. Der junge Metternich wußte nur, daß er zum Militär gehörte: er wünschte mehr zu wissen, fühlte sich zu diesem jungen Manne hingezogen und wäre gern sein Freund gewesen.

Was den jungen Baron besonders sehr für ihn einnahm, war, im Laufe des Gesprächs erfahren zu haben,

daß auch der junge Unbekannte sehr unterrichtet war, eben so wie er selbst die schönen Künste liebte und einige von ihnen nicht ohne Erfolg ausübte.

Und von allen Künsten, über welche er so schön zu sprechen verstand, war die Musik diejenige, zu welcher er sich durch einen besonderen Beruf vorzüglich hingezogen fühlte, und über welche er am meisten und am schönsten sprach. Der junge Mann, welcher sehr tüchtige musikalische Kenntnisse besaß, glaubte mitunter, wenn der Unbekannte mit so vieler Begeisterung und nicht geringerer Sachkenntniß darüber sprach, den Zögling irgend eines berühmten Componisten vor sich zu haben. Aber der Unbekannte wußte auch über so viele andere Gegenstände eben so gründlich sich zu unterhalten; er wich vor keiner Frage zurück, wußte jeden Gegenstand gründlich zu erörtern, war immer geistreich und unterhaltend, und der junge Baron ward immer ungewisser in seinen Vermuthungen über den Unbekannten.

Eine Bekanntschaft, die im Postwagen angefangen hat, und allen Theilen in jeder Beziehung so viel Unterhaltung gewährte, durfte an den Thoren der Hauptstadt nicht enden. Der junge Baron hoffte es wenigstens nicht; er bedurfte übrigens in der großen Stadt, welche er besehen wollte, einen Führer, und dieser so liebenswürdige, so unterrichtete Reisegefährte, der Paris so gut kannte, war er nicht der Führer, dessen Freundschaft und Erfahrung ihm das Studium in der großen Stadt so sehr erleichtern konnte? Schien der Himmel nicht aus besonderer Gunst für den Freund, den Mentor geschickt zu haben, den sein Vater ihm verweigert hatte?

Dies waren die Gedanken, welche den Baron von Metternich beschäftigten, als der Wagen im Postgebäude anhielt. Die beiden Studenten waren die Letzten, welche ausstiegen; bevor sie sich von ihren Reisegefährten trennten, erfüllten sie gewissenhaft die Pflicht, welche die Höflichkeit Jedem von ihnen auferlegte. Als sie dem Unbekannten gegenüber standen, betrachtete sie dieser mit Theilnahme, und schien ihren Dank zu erwarten; um eine Gelegenheit zu finden, ihnen einige Rathschläge zu geben, die ihrer Jugend und Unerfahrenheit so wichtig waren, fragte er sie, ob sie bereits einen Gasthof gewählt hätten. Als sie diese Frage verneinten, bot er ihnen an, sie in den Gasthof zu führen, wo er gewöhnlich wohnte, wenn er nach Paris kam, nämlich im Gasthof zum Kaiser, in der Straße Grenelle St. Honoré.

Herr von Metternich und sein Gefährte nahmen das Anerbieten des Offiziers mit Freuden an; und alle drei fuhren nach dem bezeichneten Gasthofe.

Nachdem sie dort ihre Zimmer gewählt hatten, gingen sie aus, um zu frühstücken, und der Unbekannte — eigentlich ein Offizier, — führte sie. Sie wollten in den Garten des Palais-Royal gehen, aber er war in diesem Augenblick der Schauplatz sehr geräuschvoller Scenen; eine Menge Leute drängte sich um einige junge Redner, welche von ihren Stühlen herab sprachen und stürmischen Beifall hervorriefen; die drei Reisenden bemüheten sich, eine der Gallerieen zu erreichen, was ihnen nur mit vieler Mühe gelang.

Herr von Landorf war bleich, Herr von Metternich verlor seine Kaltblütigkeit nicht; der Offizier warf von

Zeit zu Zeit neugierige Blicke nach der Seite des Gartens hin, ohne jedoch irgend eine Unruhe zu zeigen. Die drei Reisegefährten beobachteten ein ernstes Schweigen, und kamen so zu dem Lokal des Restaurant Février, das einige Jahre später durch den Mord des Abgeordneten Lepelletier-Saint-Furgeau eine so traurige Berühmtheit erlangte. Die Zimmer waren einsam, und der Wirth stand, die Serviette unter dem Arm, am Haupteingange. Er schien sein gewöhnliches Publikum zu erwarten, das aber heute nicht kam, und war über dieses Ausbleiben seiner Gäste nicht wenig erstaunt.

Die drei Freunde nahmen an demselben Tische Platz; der Offizier bestellte das Frühstück, nachdem er sich vorher nach den desfalsigen Wünschen seiner Reisegefährten genau erkundigt hatte. Herr von Landorf brach das Stillschweigen zuerst.

— „Was giebt's denn in diesem Garten," sagte er; „nach dem, was man mir erzählte, versammeln sich hier nur Müßiggänger. Hören Sie dieses sonderbare Geschrei .... das läßt gewiß auf etwas Außerordentliches schließen."

Der Würtembergische Edelmann lauschte, bleich und zitternd, auf das Geschrei, das immer mehr zunahm. Der Baron von Metternich und der Offizier forderten ihn auf, sich im Essen nicht stören zu lassen.

— „Nein, mein Gott," sagte der Offizier zu ihm, „was Sie hier hören, ist nichts Neues; man treibt hier Politik unter freiem Himmel, und zwar schon seit fünfzehn oder achtzehn Monaten, das verhindert die Pariser aber nicht zu schlafen, noch weniger zu essen! Machen

Sie es eben so, Herr Graf; machen Sie es eben so, wie wir es machen. Nach dem Frühstück wollen wir hinab gehen und uns erkundigen, und Sie werden sehen, daß dieses Geschrei nichts Beunruhigendes hat und nichts Außerordentliches bedeutet. So war es gestern und vorgestern hier, und so wird es auch morgen sein." —

Herr von Landorf ward durch diese Versicherungen ein wenig unsicher; aber plötzlich wurde das Geschrei lauter; die ganze Menge, welche im Garten des Palais-Royal versammelt war, rief: „nach der Bastille, nach der Bastille!" und stürzte den Ausgängen zu, welche nach dem Boulevard führten. —

In wenig Augenblicken wurde der Garten einsam und leer; man sah nur umgeworfene und zerbrochene Stühle auf dem Erdboden umher liegen.

Dieses schreckliche Geschrei hatte auf die drei Reisenden einen verschiedenen Eindruck gemacht; der Würtemberger zitterte, Herr von Metternich schien den wahren Sinn dieses Geschreis zu erforschen; der Offizier schaukelte auf seinem Stuhle, sein Antlitz belebte sich und drückte die Bewegung seiner Seele aus. Plötzlich ergriff er eine Flasche Bordeaux, welche man eben gebracht hatte, füllte drei Gläser und rief aus: „Meine Herren! Wir wollen auf das Wohl der Bürger trinken, welche jetzt kämpfen und siegen oder sterben werden!" —

Die beiden deutschen Edelleute zögerten einen Augenblick, dieser Aufforderung Genüge zu leisten. Der Offizier bemerkte es und wiederholte seinen Toast.

„Ja, meine Herren," sagte er, „wir wollen auf die Gesundheit oder vielmehr auf den Ruhm der Bürger

trinken, die von hier aus zur Eroberung der Freiheit eilen."

Die beiden Gäste rührten ihr Glas nicht an und schwiegen.

„Sie stimmen nicht ein in meinen Toast, meine Herren?" fuhr der Offizier lächelnd fort; „sollten Sie ihn vielleicht nicht billigen? Von Ihnen, Herr von Metternich, glaubte ich indeß, daß Sie der Sache ergeben wären, ich durfte es aus Ihrer Unterhaltung schließen."

„Aber, mein Herr," sagte Herr von Landorf, „Sie sagten uns noch vor einem Augenblicke, daß sich hier gar nichts Außerordentliches ereigne."

„Ich irrte mich, mein Herr, ich irrte mich. Das Volk hat endlich einen Entschluß gefaßt, und ist zur That übergegangen. In einigen Stunden wird die Frage zwischen dem Volke und dem Despotismus gelös't sein; auf den Ruinen der Bastille wird das Volk seinerseits Gesetze vorschreiben, die Reihe des Herrschens kommt jetzt ans Volk. Meine Herren! Trinken wir auf den Sieg der heiligen Sache des Volkes und der Freiheit!"

„Die Freiheit ist mir theuer," sagte Herr von Metternich, „aber ich hasse die Revolution, und Diejenigen, welche sie erzeugen, und wenn ich sehe, daß ein Volk sich empört gegen seinen König und gegen die Gesetze des Landes, so zittere ich für seine Zukunft, und glaube nicht mehr an einen zweckmäßigen, zeitgemäßen Fortschritt."

„Ich will Ihnen," antwortete der Offizier, „weder meine Grundsätze noch meinen Toast aufdringen."

„Das wußte ich im Voraus, mein Herr. Aber Sie

glauben doch nicht, daß das Volk die Bastille angreifen wird!"

Plötzlich hörte man aus der Ferne einen Kanonenschuß. —

„Dieser Kanonenschuß, mein Herr," rief der Offizier aus, „antwortet für mich."

„Aber was kann eine wüthende Menge ausrichten, die ohne Ordnung und Disciplin angreift und keine Waffen hat, gegen eine Festung, deren Wälle mit Kanonen besetzt sind, und die sonder Zweifel durch eine zahlreiche Garnison vertheidigt wird."

„Es wird wohl viel Blut vergossen werden," antwortete der Offizier; „aber, mein Herr, das Volk, verstehen Sie, das Volk, das für seine Freiheit und seine Rechte kämpft, wird siegen! — Ach, warum bin ich durch meinen Eid gefesselt und kann an diesem glorreichen Kampfe nicht Theil nehmen!"

Der Offizier zitterte in diesem Augenblick, wie der Sclave, der bei dem Gedanken an die Freiheit die Ketten schüttelt, die ihn einschnüren. Herr von Metternich hatte es bisher nicht gewagt, eine direkte Frage an seinen Reisegefährten über seinen Stand zu richten, aber die letzten Worte, welche dieser eben sagte, boten dem Baron eine zu günstige Gelegenheit dazu dar, als daß er sie hätte vorübergehen lassen.

„Sie scheinen in diesem Augenblick die Unthätigkeit zu bedauern," sagte er, „zu welcher ein strenges Gesetz Sie verurtheilt, Sie sprachen von einem Eide, der Sie bindet. . . Sie haben zu viel gesagt, mein Herr, als daß Sie mich der Unbescheidenheit beschuldigen könnten.

Ich habe bisher die Zurückhaltung geachtet, welche es mir bisher nicht gestattete, den Namen des Mannes zu erfahren, der ein Recht auf meine Dankbarkeit hat."

„Sie sind mir durchaus nicht verpflichtet, mein Herr; was ich gethan oder gesprochen habe, um Sie aus einer unangenehmen Lage zu befreien, ist in der That zu wenig. . . Das ist ein kleiner Dienst ohne Wichtigkeit, den anständige Reisende und gebildete Leute sich einander zu erweisen schuldig sind. Was meinen Namen und meinen Stand betrifft, ich verberge sie nicht, aber ich war stets der Meinung, daß es auf Reisen unnütz, oft gefährlich sei, Personen, die man nicht kennt, und mit denen man zufällig zusammen kommt, gleich seinen Namen und seinen Stand mitzutheilen: das ist eine Vorsichtsmaßregel, über die ich mich bisher nicht zu beklagen hatte."

„Sie werden erlauben, mein Herr, daß ich auch diesen Grundsatz annehme, ich bin Ihnen dadurch aufs Neue verpflichtet."

„Sie waren erstaunt, mein Herr, daß ich im Postwagen Ihren Namen nannte, während Sie wähnten, ganz unbekannt zu sein, und Sie haben vielleicht sonderbare Vermuthungen darüber aufgestellt . . . . aber ich schwieg, weil ich meinen Grundsätzen getreu bleibe . . . . ich habe Ihren Namen genannt, als Sie mir das Recht dazu gaben."

„Das ist wahr, und die Lage, in welcher Sie uns fanden, Herrn von Landorf und mich, lehrt mich die Vorzüglichkeit dieses Grundsatzes noch mehr schätzen."

„Nun wollen Sie wissen, wo ich die Ehre hatte, Sie zu sehen. . . . Ich bin Lieutenant beim Geniecorps

und heiße Rouget de Lisle. Mein Regiment liegt in Straßburg in Garnison, aber ich hatte Urlaub und war lange Zeit abwesend. Ein Befehl des Kriegsministers hat mich plötzlich zurückgerufen. Kaum war ich vierzehn Tage wieder in Straßburg, als mich der Commandant mit einem Auftrage nach Paris schickte. Dies ist der Zweck meiner Reise nach Paris, und ich komme in demselben Augenblicke an, in dem das Pariser Volk für seine heilige Sache dem Tode entgegen geht. Ich bin Offizier, durch meinen Eid und meine Pflicht gebunden, ich darf mich an dem Kampfe, der jetzt beginnt, nicht betheiligen, ich kann für meine Freunde, meine Brüder nur die heißesten Wünsche zum Himmel senden. Diese Lage ist schrecklich! Das werden Sie um so leichter begreifen, da Sie selbst über die Vorurtheile Ihres Standes erhaben sind." —

„Sie sind kein Edelmann, mein Herr?"

„Nein, mein Herr, ich bin es nicht, und wenn ich es wäre, würde ich nicht anders denken, meine Gefühle würden dieselben sein, ich würde immer auf Seite des Volkes stehen."

„Glauben Sie nicht," sagte Herr von Metternich, „daß ich jede Person zurückweise; schließen Sie nicht aus meinem Stillschweigen, als Sie einen Toast ausbrachten zu Ehren des Aufstandes (ich bitte Sie darum), daß ich alle Mißbräuche der alten Monarchieen Europas abergläubisch verehre; aber die Revolution führt Völker und Könige an den Abgrund, und ich betrachte die Monarchie als die einzig mögliche Regierungsweise." —

„Das ist eine Frage, die wir eines Tages in Straß-

burg erörtern können, wenn ich die Ehre habe, Sie dort wieder zu treffen; in Paris bin ich nur auf drei Tage."

„Nur auf drei Tage?"

„So ist's, mein Herr! morgen habe ich meine Audienz beim Kriegsminister, morgen Abend ohne Zweifel steige ich wieder in den Postwagen."

Mehrere Gewehrsalven und Kanonenschüsse kündigten jetzt an, daß der Kampf zwischen dem Volke und der Garnison sehr lebhaft geführt wurde. Rouget de Lisle stand auf.

„Ich verlasse Sie jetzt, meine Herren," sagte er. „Sie wissen, meine Zeit ist mir kostbar; ich hoffe, morgen früh die Ehre zu haben, Sie im Hôtel wieder zu sehen."

Er bezahlte nun die Rechnung für ihr Frühstück. Herr von Metternich wollte es nicht dulden.

„Was thun Sie da, mein Herr? ich kann es nicht dulden!" rief er aus.

„Und warum wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, hier auf französischem Boden meine Gäste zu sein. In Coblenz oder in Stuttgart würde ich glauben, Sie zu beleidigen, wenn . . . . ."

„Es sei, mein Herr, aber ich hoffe, daß Sie vor Ihrer Abreise noch einmal mit uns zu Mittag essen."

„Ich verspreche es Ihnen, wenn die Umstände es erlauben. Aber Sie wissen, ich bin unglücklicherweise für mich, nicht frei. Wäre ich es — ich würde nicht hier sein."

Rouget de Lisle ging fort, und ließ die beiden jungen Leute allein im Garten zurück. Diese wußten nicht,

was sie thun sollten. Da kehrte Rouget de Lisle noch einmal zu ihnen zurück.

„Meine Herren,“ sagte er zu ihnen, „Sie sind hier fremd und kennen Paris nicht; erwarten Sie einen günstigeren Augenblick, Ihre Neugierde zu befriedigen. Sie können heute nichts Besseres thun, als in den Gasthof zurückkehren; er ist nicht weit von hier, und Sie finden leicht die Straße Grenelle Saint Honoré. Diesen Abend oder morgen werde ich Ihnen erzählen, was sich hier zugetragen hat.“

Er zeigte nach der Gegend hin, wo das gereizte Volk Rache nahm an einer Regierung, die nur an sich und nicht an das Volk gedacht hatte.

Da waren nun die beiden jungen Studenten sich selbst überlassen, in der Mitte einer großen Stadt, wo der Bürgerkrieg überall Schrecken und Angst verbreitet hatte; unruhig gingen sie im Palais-Royal einher, dessen Läden sämmtlich geschlossen waren; neben ihnen eilten die Männer vorbei, bewaffnet mit Gewehren, Pistolen und Piken; Einige von ihnen warfen den jungen Leuten drohende Blicke, sogar beleidigende Worte zu, und warfen ihnen ihre Theilnahmlosigkeit vor; sie wußten freilich nicht, daß es Fremde waren, die sie so beleidigten, denn die Kleidung der jungen Leute war ganz nach Pariser Schnitt gemacht.

Herr von Landorf war niedergeschlagen; der Baron von Metternich verbarg seine Unruhe unter einem Anschein von Heiterkeit.

„Ich fange an zu glauben, mein Freund,“ sagte er mit leiser Stimme und einem affectirten Lächeln, „daß wir die

Zeit sehr schlecht gewählt haben, um nach Paris zu kommen. Was meinen Sie dazu?“

„Ach, mein lieber Wenzeslas, ich meine, daß uns unsere Unbesonnenheit theuer zu stehen kommen kann; warum sind wir nicht in Straßburg geblieben, oder warum sind wir nicht nach Coblenz oder Stuttgart zurückgekehrt?“

„Warum? in der That, das ist eine sonderbare Frage! Wir wollten die Hauptstadt Frankreichs sehen und kennen lernen, und das ist ein eben so natürlicher als verzeihlicher Wunsch; ich fürchte nur, daß wir genöthigt sein werden, schon morgen Abend mit unserm Freunde nach Straßburg znrückzukehren.“

„Ja, wenn es möglich sein wird; wir werden schon ganz glücklich sein, wenn uns nicht irgend ein unangenehmer Zufall noch begegnet, der uns die Rückreise unmöglich macht.“

„Was haben wir denn zu fürchten? Wir sind keine Franzosen und die Angelegenheiten der Herren Pariser gehen uns nichts an! Wir sind hier unter dem Schutze des Völkerrechtes.“

„Ach, was wissen diese Leute von Völkerrecht, diese kennen weder Vatel noch Grotius, aber die Franzosen gelten stets für ein gastfreundliches Volk! Doch hören Sie nur, wie sie wieder schreien!“

„Nun, Sie hören es eben so gut wie ich; sie rufen: Nieder mit den Tyrannen, nieder mit der Bastille!“

„Aber sind wir Tyrannen oder eine Bastille? Antworten Sie doch!“

Die melancholischen Gesichtszüge des Herrn von Landorf erheiterten sich ein wenig.

„Nein, sicher nicht!“ antwortete er beruhigter.

„Sie sehen also, mein lieber Freund, daß wir von diesen Herren nichts zu fürchten haben, obgleich sie das Völkerrecht auf der Universität zu Preßburg nicht studirt haben.“

„Wenn es nach mir geht, so befolgen wir den Rath unseres Reisegefährten, und suchen unsern Gasthof zum Kaiser auf.“

„Sprechen Sie leiser, wenn Sie das Wort Kaiser sagen! Wenn man Sie hörte, würde man uns für verdächtig halten. Deutsche, die im Gasthof zum Kaiser wohnen, in dem Augenblicke, da ein ganzes Volk ruft: „Nieder mit den Tyrannen,“ würden ihren Patriotismus und ihren Haß gegen die Tyrannen schwerlich beweisen dürfen.“

Die beiden Freunde waren in diesem Gespräch wieder unter die Gallerieen des Palais-Royal gekommen, und suchten das Thor, durch welches sie eingetreten waren; sie liefen noch eine halbe Stunde umher, aber vergebens: das Palais war für sie ein Labyrinth, aus dem sie den Ausweg nicht fiuden konnten; sie fanden wohl viele Ausgänge, aber nicht den rechten, und sie verirrten sich immer mehr.

Die Gallerieen waren leer; sie wagten nicht, die einzelnen Leute, die eiligst an ihnen vorübergingen, zu fragen, da sie deren unfreundliche Gesinnung bereits kennen gelernt hatten. Wenn sie irgend Jemand gebeten hätten,

ihnen den Weg nach ihrem Hôtel zu zeigen, würden sie dadurch vielleicht Verdacht erregt und sich Unannehmlichkeiten zugezogen haben. Die Klugheit gebot ihnen also, sich dem Zufall oder besser der Vorsehung zu überlassen, um wieder in den sichern Hafen zu gelangen.

Endlich, nach manchen Irr- und Umwegen kamen sie auf den Place-Royal, den sie wiedererkannten, und fröhlich rief Herr v. Landorf aus: „Wir sind gerettet, noch einige Schritte, und wir sind in unserm Hôtel."

„Wir wollen eilen," rief Herr von Metternich, „denn ich höre Tumult von allen Seiten."

Er irrte sich nicht, denn kaum hatte er seinem Freunde seine Befürchtungen mitgetheilt, als auch schon von allen Seiten das Gedränge von Menschenmassen herankam; Männer, Frauen, sogar Kinder, eilten aus verschiedenen Richtungen nach dem Place-Royal; die beiden Fremden sahen sich zwischen zwei Haufen gedrängt und wurden von ihnen mit fortgezogen.

Da gab es kein Mittel, Widerstand zu leisten; weder das Völkerrecht noch die Eigenschaft als Fremde konnte helfen; man mußte dem Strome folgen, welcher sich der Bastille zuwandte.

Herr v. Landorf hielt sich für verloren; er wollte aus dem Gedränge entschlüpfen, aber Herr v. Metternich hielt ihn am Arm fest, und sagte leise zu ihm:

„Unglücklicher, was wollen Sie thun! Die Flucht ist unmöglich, behalten Sie kaltes Blut, nur so ziehen wir uns aus der Affaire."

Kaum hatte er an seinen Freund diese heilsame Ermahnung gerichtet, als ein großer, starker Mann, in nackten

Armen, der einen ungeheuren Stock in der Hand trug, Herrn von Metternich auf die Schulter klopfte.

„Nun, Kamerad,“ sagte er zu ihm in einem Tone grober Vertraulichkeit, „denkst Du in Deinem Sonntagskleide auf den Ball zu gehen? . . . . . Sehet nur diesen Stutzer, der in Manchetten und Sammethosen auf den Ball gehen will . . . . .“

Der junge Deutsche kam nicht einen Augenblick außer Fassung. „Gewiß Kamerad,“ antwortete er lächelnd, „wir denken, mein Freund und ich, auf einen Ball zu gehen.“

„Wenn Du das meinst, mein Freund, so rathe ich Dir, unsere Gesellschaft zu verlassen.“

„Laßt mich in Frieden! . . . . Ich sage Euch, daß wir Alle auf einen Ball gehen . . . haben wir uns hier nicht vereinigt, um den Gouverneur der Bastille tanzen zu lassen? . . . .“

„Oh, Ihr Pariser Spaßvogel! . . .“ Und der Mann begleitete sein Lob mit einem kräftigen Schwur.

„Kamerad,“ sagte er, „Du hast Recht, und ich, ich bin dumm. — —“ Dann ergriff er die Hand des Barons, und drückte sie kräftig, um ihm seine Achtung und Bewunderung zu bezeugen.

Bald machte die Antwort des jungen Barons die Runde; dank demjenigen, welcher sie hervorgerufen, und der sich bemühet, alle seine Kameraden, die in seiner Nähe waren, auf den jungen Helden aufmerksam zu machen, der die Einnahme der Bastille durch einen so guten Witz einleitete. Herr v. Landorf, den Herr v. Metternich am

Arm hielt, gewann dadurch ebenfalls die Bewunderung der Menge.

Leise sagte er zu seinem Gefährten: „Werden wir nicht bald in unser Hôtel zurückkehren können?"

„Sobald nicht, glaube ich; wir müssen eine günstige Gelegenheit abwarten, uns von unsern Freunden zu befreien."

„Aber sie sind im Begriff, uns bis zur Bastille mitzuschleppen — —."

„Nun, so gehen wir mit nach der Bastille, und haben dadurch das Vergnügen eines Schauspiels, das schöner sein wird als manches andere, und uns nichts kostet . ."

„Ich, mein lieber Wenzeslas, ich ginge lieber in die Oper."

Herr v. Metternich sah, daß sein Freund etwas unruhiger ward, und sie gingen mit dem Haufen weiter der Bastille zu.

Man näherte sich dem Rathhausplatze, als der Mann, der Herrn v. Metternich unter seinen Schutz genommen hatte, und welcher, in der Unordnung des Marsches, sich einen Augenblick von ihm getrennt hatte, ihn wieder einholte; nun aber trug er keinen Stock mehr, war vielmehr bis zu den Zähnen bewaffnet; er hatte einen Säbel, eine Flinte und ein Paar Pistolen, die an einem Stricke um seinen Leib befestigt waren.

„Oh, finde ich Euch endlich, meine Freunde," sagte er, „das macht mir Freude."

Als er nun bemerkte, daß sie noch gar keine Waffen hatten, sagte er zu ihnen: „Nein, meint Ihr denn, daß Ihr mit Entrechats oder andern Sprüngen Herrn v.

Saunay, den Gouverneur der Bastille und seine Schweizer werdet tanzen lassen; Ihr habet also noch keine Waffen gefunden?"

„Nein," antwortete Herr von Landorf, der immer noch etwas furchtsam war.

„Ihr hättet es machen sollen, wie ich; sehet!.." Und dabei zeigte er mit Stolz auf die Waffen, mit denen er so reichlich versehen war.

„Oh, Sie sind sehr glücklich gewesen," sagte Wenzeslas zu ihm, „aber wer hat Ihnen denn diese Waffen gegeben . . ."

„Ich habe sie bei einem Waffenhändler auf dem Quai de la Ferraille geliehen . . . er wollte nicht recht heran, der gute Herr, verschloß sogar seine Thür, aber wir haben sie ihm eingestoßen, und jetzt habe ich, was ich brauche, um mit zum Sturm auf die Bastille zu gehen."

„Du hast zu viel, Jean-Pierre, und Du könntest wohl diesen beiden jungen Leuten, die mir wahrhaft Mitleid erregen, davon abgeben . . . Kannst Du gleichgültig es mit ansehen, wie sie gar keine Waffen haben, während Du aussiehst wie ein ganzes Arsenal . . ."

Es war eine Frau, die Jean-Pierre auf diese Weise anredete; in der Hand hielt sie ein langes Stück Eisen, das einem Bratenwender sehr ähnlich war. Aber Jean-Pierre antwortete nicht; er war nicht so gefühlvoll wie die Amazone der Halle, und schien gar nicht geneigt, einen Theil seiner Waffen abzugeben.

„Du hast sie wohl gekauft," fuhr die Frau fort, „diese schönen Pistolen, die wie ein Uhrgehänge an Deiner

Seite herabhängen? Ich denke, Dein Gewehr und Dein Säbel werden Dir hinreichende Dienste leisten."

Jean-Pierre ging immer fort, ohne auf die Bemerkungen dieser Frau zu achten, welche Gemüsehändlerin auf dem Marché des Innocens war und sich an dem Kampfe gegen die Bastille betheiligen wollte. Aber sie ärgerte sich sehr über Jean-Pierre, und mit kräftiger Hand nahm sie ihm die Pistolen weg, welche er nicht freigebig geben wollte.

„Du willst sie nicht geben, nun, so nehm' ich sie Dir," rief sie aus.

Jean-Pierre, den diese Entschlossenheit überraschte, wagte es nicht, gegen diese Gewaltthätigkeit etwas einzuwenden; viele Frauen hatten ihren Beifall laut zu erkennen gegeben, als sie es gesehen, und wenn er jetzt seine Pistolen hätte wieder nehmen wollen, würden diese sich gegen ihn gekehrt haben.

Die Heldin beeilte sich, Jedem der beiden jungen Männer, für die sie so viele Theilnahme zeigte, eine Pistole zu reichen.

„Hier, Kinder," sagte sie, „nehmt das, bis wir mehr finden; Pulver werden wir schon bekommen, wenn wir vor der Bastille stehen."

Die beiden Freunde nahmen die Pistolen, und dankten der Frau für ihre Zuvorkommenheit; es waren ganz alte Waffen, die verrostete Läufe hatten.

„Damit," sagte sie, „sehet Ihr wenigstens besser aus, und nun vorwärts! Nieder mit den Tyrannen! Nieder mit der Bastille!"

Dann verschwand sie in der Menge, um ihre patriotischen Aufforderungen weiterhin zu verbreiten.

Die beiden Freunde waren auf diese Weise mit der Menge, welche sie drängte, in der Mitte der Straße, der Kirche St. Paul gegenüber angekommen. Sie trugen ihre Pistolen in den Händen und lächelten selbst über ihre kriegerische Stellung. Die große Glocke der St. Paulskirche antwortete dem Kanonendonner und den Gewehrsalven, dem Geschrei und den Verwünschungen einer wüthenden Menge.

Plötzlich hörte das Schießen auf; man hörte nur noch einige vereinzelte Gewehrschüsse; dann verkündigte ein Geschrei, das vom Ende der Straße Antoine herrührte, und durch Tausende von Stimmen wiederholt wurde, daß die Bastille genommen war. Alles stürzte mit größter Eile dem Schauplatz des Kampfes zu.

Die Unordnung, welche schon in dem Haufen herrschte, in dem die beiden jungen Deutschen sich befanden, nahm einen neuen Charakter an; bisher waren sie zusammen marschirt, und hatten eine compacte Masse gebildet; aber jetzt, da die Gefahr nicht mehr bestand, vergaß man den Schwur, vereinigt zu kämpfen und zu sterben; man lief eiligst der Bastille zu, Jeder wollte zu den Siegern der Bastille gehören.

Man drängte sich, man stieß sich, um schneller hinzukommen; die beiden Deutschen, welche natürlich diesen Eifer nicht theilten und weit lieber in ihr Hôtel zurückgekehrt wären, suchten dem Strome zu widerstehen. In dem Gedränge verloren sie ihre Hüte, die mit Füßen ge-

treten wurden; es war ihnen unmöglich, sie aufzuheben, aber sie behielten die Pistolen in der Hand.

Endlich konnten sie wieder Athem schöpfen; die Menge hatte sie hinter sich gelassen, hatte sich in dem eifrigen Verfolgen ihres Ziels nicht mehr um sie bekümmert: sie waren frei, sie konnten wieder nach der Straße Grenelle Saint Honoré gelangen, sie konnten wieder mit einander reden, sich gegenseitig ihre Geschichte mittheilen.

„Da wir nun der Bastille so nahe sind," sagte Wenzeslas, „und nichts mehr zu fürchten haben, wollen wir hingehen wenn auch nur, um zu sehen, wie das Volk nach dem Siege sich benehmen wird."

„Wer giebt uns aber Sicherheit, daß der Kampf sich nicht bald wieder erneuert? Wenn die Festung genommen ist, werden die Truppen des Königs gewiß bereits in Anmarsch sein, sie wieder zu nehmen."

„Die Truppen des Königs? Oh, mein Freund, in diesem Augenblick hat der König keine Truppen mehr."

Die beiden Freunde gingen einige Schritte nach der Richtung der Bastille zu. Ein falscher Lärm, das Zurückdrängen einiger furchtsamen Frauen, welche riefen, daß die königlichen Truppen nach der Bastille marschirten, das Geräusch, das das plötzliche Schließen der Fenster und Thüren verursachte, veranlaßten den jungen Baron und seinen Freund, wieder still zu stehen. Der Anblick der blutigen Tragbahren, auf welchen man die Verwundeten in die Hospitäler brachte, bestimmte sie zum Rückzuge. Sie gingen aber nur langsam zurück.

„Das ist der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken"

rief Herr v. Metternich betrübt aus; „mehr mag ich davon nicht sehen.“

„Ach, Sie sagten heute früh, daß ein Schauspiel so gut wie ein anderes sei, und dieses uns hier nichts koste... hatte ich nun Unrecht, die Oper vorzuziehen! Die Oper hätte uns wenigstens unsere Hüte nicht gekostet.“

„Aber wir haben Jeder eine Pistole.“

„Davon will ich mich bald befreien,“ und Herr v. Landorf machte eine Bewegung, als ob er die Pistole wegwerfen wollte.

„Was wollen Sie thun, mein lieber Freund? Diese Pistolen sind unsere Schutzwache. Dank ihnen werden wir sicher nach unserm Gasthof gelangen, und der Verlust unserer Hüte ist noch ein Gewinn für uns. Denn wenn man uns auf den Quais und in den Straßen sieht, ohne Hut, die Kleider von Staub und eine Pistole in der Hand, glaubt man gewiß, daß wir vom Kampfplatze kommen. Sehen Sie nur, wie man uns mit Theilnahme betrachtet . . . selbst mit Bewunderung.“

In der That betrachteten sie die Vorübergehenden mit Blicken, welche solche Empfindungen ausdrückten; Einige grüßten sie ehrerbietig, und an der Ecke der Straße de l'Arbre-Sec und der Straße Saint Honoré rief eine Menschenmenge, die sich hier versammelt hatte, ihnen zu: „Es leben die Sieger der Bastille!“

Als sie in die Straße Grenelle Saint Honoré eintraten, hörten sie ganz deutlich die Worte, welche eine Dame, die aus dem Fenster sah, an sie richtete:

„Sie sind noch so jung, und doch schon Helden!“

rief Herr v. Metternich betrübt aus; „mehr mag ich davon nicht sehen.“

„Ach, Sie sagten heute früh, daß ein Schauspiel so gut wie ein anderes sei, und dieses uns hier nichts koste... hatte ich nun Unrecht, die Oper vorzuziehen! Die Oper hätte uns wenigstens unsere Hüte nicht gekostet.“

„Aber wir haben Jeder eine Pistole.“

„Davon will ich mich bald befreien,“ und Herr v. Landorf machte eine Bewegung, als ob er die Pistole wegwerfen wollte.

„Was wollen Sie thun, mein lieber Freund? Diese Pistolen sind unsere Schutzwache. Dank ihnen werden wir sicher nach unserm Gasthof gelangen, und der Verlust unserer Hüte ist noch ein Gewinn für uns. Denn wenn man uns auf den Quais und in den Straßen sieht, ohne Hut, die Kleider von Staub und eine Pistole in der Hand, glaubt man gewiß, daß wir vom Kampfplatze kommen. Sehen Sie nur, wie man uns mit Theilnahme betrachtet . . . selbst mit Bewunderung.“

In der That betrachteten sie die Vorübergehenden mit Blicken, welche solche Empfindungen ausdrückten; Einige grüßten sie ehrerbietig, und an der Ecke der Straße de l'Arbre-Sec und der Straße Saint Honoré rief eine Menschenmenge, die sich hier versammelt hatte, ihnen zu:

„Es leben die Sieger der Bastille!“

Als sie in die Straße Grenelle Saint Honoré eintraten, hörten sie ganz deutlich die Worte, welche eine Dame, die aus dem Fenster sah, an sie richtete:

„Sie sind noch so jung, und doch schon Helden!“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Metternich, Klemens Wenzel Nepomuk Lothar <<von>>,

Geheime Memoiren aus dem Leben des Fürsten Metternich

Bd.: 1

Bremen (1849)

Biogr. 778 kc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065102-0